Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie, wöchentlich die Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen" und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt".
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664. Lwów (P. K. O.) Nr. 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile. Spaltenbrette 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bzw. Wiederholung Rabatt.

Folge 50 — Lemberg, am 10. Dezember (Christmond) 1933 — 12. (26.) Jahr

Ein Volk kann nicht wie Zwiebeln auf dem Blumenglase gezogen werden. Es muß einen Boden haben und festen Fuß fassen. Friedrich Ludwig Jahn.

Bauer und Boden

Auf dem Gebiete der Agrarpolitik steht man in Deutschland vor ganz großen, weittragenden Entscheidungen. Die Reden des Reichskanzlers und des Reichsernährungsministers anläßlich des großen Erntedankfestes auf dem Bückeberg lassen erkennen, in welcher Weise man das agrarpolitische Programm zu verwirklichen bestrebt ist. Entscheidend für die neue Richtung ist der Satz, der sich in allen Aeußerungen mehr oder minder gleichlautend wiederfindet, daß der Bauer nach jahrhundertjähriger Dauer aus der Verstrickung in das kapitalistische rein auf Erwerb abgestellte Wirtschaftssystem herausgenommen und wieder untrennbar mit dem Boden verbunden werden soll, um seine Aufgaben an Scholle, Geschlecht und Volk lösen zu können. Diese Anschauungen bedeuten, wenn sie erst in die Praxis umgesetzt sind, einen fundamentalen Wandel für die Stellung des Bauern, wie der gesamten Landwirtschaft im Rahmen der Volkswirtschaft und der Gesellschaft. Sie sind bedingt nicht nur aus der Ueberzeugung, daß alle die Mittel, die zum Schutze der Landwirtschaft in den letzten Jahren durchprobiert wurden, nicht geeignet waren und geeignet sein werden, eine wirkliche dauerhafte Gesundung der Landwirtschaft herbeizuführen, sondern daß auch der Bauer und seine Familie in ihrer Existenz unter allen Umständen und für alle Zeiten gesichert werden muß.

Hierfür sprechen verschiedene entscheidend wichtige Gründe. Rassemäßig und bevölkerungspolitisch ist das Bauerntum unersetzbar als Träger einer gesunden gegenwärtig im Schwinden begriffenen Erbmasse, ist die Förderung der kinderreichen bäuerlichen Familien zur Erhaltung und Vermehrung des Volkes um so dringender notwendig, als in anderen Bevölkerungsschichten der Geburtenüberschuß ständig zurückgeht oder gar bereits gänzlich aufgehört hat. Ohne Zuwachs vom Lande droht daher Deutschland in absehbarer Zeit ein Land ohne Kinder zu werden, das dem Untergang und dem Zerfall geweiht ist. Wirtschaftlich aber ist der Bauernstand der Versorger des ganzen Volkes mit Nahrungsmitteln. Nicht minder bedeutsam schätzt der neue Staat am Bauerntum sein kulturelles, in der Tradition gesundes geistiges und religiöses Leben als Urgrund für alle gesunde volksechte Weiterentwicklung des Geisteslebens ein. Nicht zuletzt ist ein dauerhaft mit dem Boden verwurzelter und in seiner geistigen und materiellen Existenz gesicherter Bauernstand ein Element der Ruhe und Ordnung und damit die sicherste Grundlage und Stütze für einen gesunden und beständigen Staatsaufbau.

Schon immer hat der deutsche Staat daher seine besondere Aufmerksamkeit der Landwirtschaft geschenkt. Zumal in den letzten Jahren hat eine Hilfsmaßnahme die andere abgelöst. Wir nennen die Zollerhöhungen, die Kontingente und andere handelspolitische Maßnahmen, die Getreidestützungen, den Fettplan, die verschiedenen Formen der Osthilfe, der Steuererleichterung, Zinssenkungen und den Zwangsvollstreckungsschutz, die von der Landwirtschaft die verheerenden Folgen der Weltagrarkrise abhalten sollten. Vergleicht man die Lage der deutschen Landwirtschaft mit der in anderen Ländern, so wird man nicht übersehen können, daß auch manches erreicht worden ist. Trotzdem ist das Ergebnis insgesamt genommen unbefriedigend geblieben, ist die Landwirtschaft aus ihrer Not nicht herausgekommen. **Die tiefste Ursache des Fehlschlagens der bisherigen Politik muß in der bis vor kurzem ständig zusammenschrumpfenden Kaufkraft der Bevölkerung gesucht werden.** Sie machte alle Bemühungen zunichte, weil man zwar die Preise heraufsetzen konnte, aber nicht zu erreichen vermochte, daß genügend Waren bei diesen Preisen auch von der verarmten Bevölkerung gekauft würden. Die Preise sanken dann wieder, und nun suchte mit Hilfe neuer Kredite der Landwirt durch erhöhte Produktion seinen Mindererlös wieder einzuholen . . . mit dem Erfolg, daß das vergrößerte Angebot noch stärker die Preise drückte, so daß die Erlöse nicht mehr ausreichten, Zinsen, Steuern, Löhne und andere Unkosten zu bezahlen. Das Ende war die starke Zunahme der ländlichen Zwangsversteigerungen; der Bauer wurde vielfach ohne Schuld von Haus und Hof vertrieben, auf denen seine Vorfahren viele Generationen lang gearbeitet hatten.

Mit den kapitalistischen Mitteln der Marktregulierung und Preisstützung wurde also der erhoffte Erfolg nicht mehr erreicht, konnte dem Bauern der Besitz seiner Scholle nicht gesichert werden. Der Nationalsozialismus, der sich grundsätzlich von den liberalen Methoden des Kapitalismus abwendet, will die Existenz des Bauernstandes in Zukunft unabhängig vom Markt machen. D. h. der Bauer soll für alle Zeit gegen die Schwankungen der Preise, Zinsen und Kosten soweit geschützt werden, daß sie seinen wirtschaftlichen Ruin nicht mehr herbeiführen können, daß sein Boden ihm nicht mehr entrissen werden kann. Mit der Einführung des Erbhofrechtes im ganzen Reich ist der Anfang in dieser Richtung gemacht. Es entzieht den Bauernhof ebenso den spekulativen Verkäufen wie dem Zugriff der Gläubiger und erhält ihn für alle Zeit der angestammten Familie. Diese Regelung bedingt die Festlegung einer Verschuldungsgrenze. Während bisher jeder Landwirt soviel Schulden aufnehmen konnte, als er Kredit bekam, wird in Zukunft die wirtschaftliche Tragfähigkeit des Bauernhofes amtlich festgelegt werden, über die hinaus sich der Bauer nicht mehr verschulden darf. Staatsrat Meinberg hat ferner kürzlich angekündigt, daß der Bauernstand sich durch Zusammenschluß in Zukunft auch der Preispolitik derjenigen Konzerne und Kartelle erwehren wird, die für ihre Lieferungen unbillige Forderungen stellen.

Allein diese Andeutungen genügen, um zu erkennen, wie groß der Wandel sein wird, der hier bevorsteht. Preis, Zins und Steuer werden nicht mehr die Peitsche bedeuten, mit der der Bauer von seinem Eigentum vertrieben werden kann. Der Bauer wird zum Treuhänder des Volkes am Boden, das ihm seine Nutzung durch Sonderrecht gewährleistet. Das wird andererseits auch für den Bauernstand mit größeren Pflichten verbunden sein. Das Volk und der Staat wird von ihm verlangen, daß er seine Kräfte restlos einsetzt, um seine wichtigste wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen, als Nährstand die Lebensmittelversorgung der Nation sicherzustellen. Es könnte die Gefahr eintreten, daß mancher Bauer im Gefühl der unbedingten Sicherheit vor wirtschaftlichem Zusammenbruch und dem Zugriff der Gläubiger die Bearbeitung des ihm anvertrauten Bodens vernachlässigt. Hier wird der Stand durch Aufklärung, Belehrung und Erziehung vorzugehen haben. Mit der Loslösung der Bauernwirtschaft aus der kapitalistischen Marktwirtschaft wird notwendigerweise der Uebergang zu einer vernünftig geordneten planvollen, aber auch beaufsichtigten Wirtschaftsweise verbunden sein müssen.

Deutschlands unbedingter Friedenswille

Eine neue Unterredung mit dem Reichskanzler

Der Pariser „**Matin**" veröffentlicht eine Unterredung, die Reichskanzler **Adolf Hitler** einem Vertreter der Pariser „L'Information Economique et Financière", Redakteur Brinon, gewährt hat. Brinon hebt die zwanglose, herzliche Aufnahme durch den Reichskanzler hervor, der im Gegensatz zu anderen Staatsmännern jedes Zeremoniell und jedes Inszenesetzen vermeidet, dessen inneres Feuer aber belebend zum Ausdruck kommt.

Der Reichskanzler habe erklärt, daß seine Einstellung stets die gleiche sei. Er wünsche die Aussprache und Verständigung, weil er darin die Garantie für den Frieden erblicke. Er wolle, daß dieser wahrhafte Friede zwischen loyalen Gegnern geschlossen werde. Er habe dies wiederholt erklärt, aber man habe ihm immer nur mit mißtrauischen Worten geantwortet. Sein Wille habe sich jedoch nicht gewandelt.

„Ich glaube," so erklärte der Reichskanzler, „daß das Ergebnis der Volksabstimmung meinem Wunsch neue Kraft gibt. Wenn früher Stresemann oder Brüning verhandelten, so konnten sie sich nicht darauf berufen, daß das deutsche Volk hinter ihnen stehe. Ich aber habe ganz Deutschland! Ich habe dem Volk nicht verheimlicht, was ich wollte. Das Volk hat meine Politik gebilligt."

Das Gespräch sei dann auf das deutsch-französische Problem übergegangen. Adolf Hitler, so schreibt Brinon, glaube an die Notwendigkeit einer deutsch-französischen Verständigung. „Ich habe die Ueberzeugung," so habe der Reichskanzler erklärt, „daß, wenn die Frage des Saargebiets, das deutsches Land ist, einmal geregelt ist, nichts Deutschland und Frankreich in Gegensatz zueinander bringen kann. Elsaß-Lothringen ist keine Streitfrage. Aber wie lange nicht wird man wiederholen müssen, daß wir weder absorbieren wollen, was nicht zu uns gehört, noch daß wir uns von irgend jemand lieben lassen sollen, der uns nicht liebt!

In Europa besteht nicht ein einziger Streitfall, der einen Krieg rechtfertigt. Alles läßt sich zwischen den Regierungen der Völker regeln, wenn sie das Gefühl ihrer Ehre und ihrer Verantwortlichkeit besitzen. Es gibt ein von vaterländischem Geist beseeltes Polen und ein nicht weniger an seinen Traditionen hängendes Deutschland. Zwischen ihnen bestehen Differenzen und Reibungspunkte, die auf einen schlechten Vertrag zurückgehen, aber nichts, was wert wäre, kostbares Blut zu vergießen, denn es sind immer die Besten, die auf den Schlachtfeldern fallen. Deshalb ist zwischen Deutschland und Polen ein gut nachbarliches Abkommen möglich.

Man beleidigt mich, wenn man weiterhin erklärt, daß ich den Krieg will. Sollte ich wahnwitzig sein? Den Krieg? Er würde keine Regelung bringen, sondern nur die Weltlage verschlimmern. Er würde das Ende unserer Rassen bedeuten, die Eliten sind, und in der Folge der Zeiten würde man sehen, wie Asien sich auf unserem Kontinent festsetzt und der Bolschewismus triumphiert. Wie sollte ich einen Krieg wünschen, während doch die Folgen des letzten Krieges noch auf uns lasten und sich noch 30 oder 40 Jahre lang fühlbar machen werden. Ich denke nicht für die Gegenwart, sondern ich denke an die Zukunft.

Ich habe vor mir eine lange innerpolitische Arbeit. Ich habe dem Volke den Begriff seiner Ehre wiedergegeben. Ich will ihm auch die Lebensfreude wiederschenken. Wir bekämpfen das Elend. Schon haben wir die Arbeitslosigkeit zurückgedrängt. Aber ich will Besseres leisten! Ich werde noch Jahre brauchen, um dahin zu gelangen. Glauben Sie, daß ich meine Arbeit durch einen Krieg zunichte machen will?"

Der Berichterstatter wies in diesem Zusammenhang auf die äußere Aufmachung hin, die man in Deutschland findet: die Freude und die Verherrlichung der Kraft.

Der Reichskanzler habe darauf erwidert, daß Deutschland fähig sein müsse, sich zu verteidigen. Sein Programm lasse sich folgendermaßen präzisieren: Keinen Deutschen für einen neuen Krieg; aber für die Verteidigung seines Vaterlandes das gesamte Volk. Wenn die Jugend in Deutschland in Reih und Glied marschiere, wenn sie die gleiche Kleidung trage, so deshalb, weil sie die neue Ordnung und ihre Garantie verkörpere.

Das Gespräch habe sich sodann den Mitteln zugewandt, durch die das deutsch-französische Problem bereinigt werden könnte.

Der Reichskanzler führte nach Schilderung de Brinons aus: „Wie kann die Verständigung zwischen gleichberechtigten Nachbarländern verwirklicht werden? Mein Vaterland ist nicht eine zweitrangige Nation, sondern eine große Nation, der man eine unerträgliche Behandlung aufgezwungen hat. Wenn Frankreich seine Sicherheit darauf aufzubauen gedenke, daß es Deutschland unmöglich sei, sich zu verteidigen, dann ist nichts zu machen, denn die Zeiten, in denen das möglich war, sind zu Ende. Wenn Frankreich aber seine Sicherheit in einem Abkommen finden will, bin ich bereit, alles anzuhören, alles zu begreifen, alles zu unternehmen.

Man weiß ziemlich genau, worin die von Deutschland geforderte Gleichheit besteht. Moralisch handelt es sich um ein absolut gleiches Recht. Die praktische Durchführung kann etappenweise erfolgen, und man kann über die Einzelheiten verhandeln. Aber man sagt mir: Gewiß, Gleichheit, jedoch keine Gleichheit ohne Gegenleistung. Welche Gegenleistung?

Man müßte endlich den Inhalt des französischen Wortes Sicherheit kennen!"

Auf den Hinweis de Brinons, in Frankreich möchte man auch die Gewißheit haben, daß nach endgültiger Regelung der Differenzen nicht neue Schwierigkeiten auftauchen, erwiderte der Kanzler:

„Ich allein entscheide über die Politik Deutschlands, und wenn ich mein Wort gebe, dann bin ich gewohnt, es zu halten. Was ist also noch notwendig? Ich habe keinen Thron geerbt, ich habe aber eine Lehre aufrecht zu erhalten. Ich bin ein Mensch, der handelt und der für seine Handlungen Verantwortung übernimmt. Ich bürge mit meiner Person für das Volk, das ich führe und das mir die Kraft gibt.

Aber sprechen wir von der französischen Sicherheit! Wenn man mir sagen würde, was ich für sie tun kann, würde ich es gern tun, wenn es sich nicht um eine Unehre oder um eine Drohung für mein Land handelte. Ein englischer Journalist hat geschrieben, daß man zur Beruhigung Europas eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich herbeiführen und Frankreich die zusätzliche Sicherheit eines Verteidigungsbündnisses mit England geben müsse. Wenn es sich um ein derartiges Bündnis handelt, will ich es gern unterschreiben; denn ich habe keineswegs die Absicht, meinen Nachbarn anzugreifen."

„Polen sieht das ein, aber weil Polen östlicher liegt als Frankreich, kennt es uns besser."

Auf die Frage, ob Deutschland nach Genf zurückkehren werde, habe der Reichskanzler, wie de Brinon berichtet, geantwortet: „Als ich Genf verließ, habe ich eine notwendige Handlung vollzogen, und ich glaube, damit zur Klärung der Lage beigetragen zu haben. Wir werden nicht nach Genf zurückkehren. Der Völkerbund ist ein internationales Parlament, in dem die Mächtegruppen im Gegensatz zueinander stehen. Die Mißverständnisse sind dort verschärft worden, anstatt gelöst zu werden. Ich bin stets bereit, und ich habe das bewiesen, Verhandlungen mit einer Regierung aufzunehmen, die mit mir sprechen will."

De Brinon zieht aus seiner Unterredung mit dem Reichskanzler den Schluß, daß das Urteil des englischen Journalisten Ward Price zutrifft, der auf Grund einer Unterredung mit dem Reichskanzler von dessen Aufrichtigkeit überzeugt wurde.

Aus Zeit und Welt

Roggen-Abkommen in Kraft

Warschau, 27. November. Am Sonnabend wurde in Berlin das deutsch-polnische Roggen-Abkommen durch den polnischen Gesandten von Lipski und einem Vertreter des deutschen Reichsernährungsministers unterzeichnet und damit in Kraft gesetzt. Die ursprüngliche Absicht, die Inkraftsetzung mit dem Abschluß der Warschauer Wirtschaftsverhandlungen über den Abbau der gegenseitigen Zollkriegs-Maßnahmen zu verbinden, ist wieder aufgegeben worden, weil der Roggen-Vertrag für die Verwertung der diesjährigen Ernte bei längerer Hinausszögerung der Unterzeichnung seinen Wert verloren hätte.

Die polnisch-deutsche Annäherung

Der Gesandte v. Moltke beim Marschall Pilsudski

Der deutsche Gesandte v. Moltke wurde am Montag nachmittag im Beisein des Außenministers Beck von Marschall Pilsudski zu einer Konferenz empfangen. Während der Unterredung wurden, wie es amtlich heißt, die Fragen berührt, die auch in der Konferenz zwischen Reichskanzler Hitler und dem polnischen Gesandten in Berlin, Lipski, Gegenstand des Meinungsaustausches waren. Auch in der Besprechung mit Pilsudski wurde erneut die Uebereinstimmung der beiderseitigen Auffassung festgestellt.

Die Nachricht über diese Konferenz im Belvedere hat größtes Aufsehen erregt. Die Tatsache, daß Außenminister Beck gleichfalls am heutigen Montag vom Staatspräsidenten Mościcki zur Berichterstattung empfangen wurde, wird verschiedentlich mit der Konferenz bei dem Marschall in Zusammenhang gebracht.

Die Gemeindewahl in den Westwojewodschaften

Neue Gemeindewahlordnung für Deutsche ungünstig.

Die neue Wahlordnung für die Gemeindewahlen hat für die deutsche Minderheit eine derartige Erschwerung gebracht, daß die deutsche Volksschicht der Westprovinzen bei den Gemeindewahlen in Posen und Pommerellen am Sonntag trotz starker Beteiligung nicht entfernt die ihr zustehende Zahl der Mandate erlangen konnte. So erhielten in Bromberg die Deutschen nur zwei Mandate. Die Gesamtzahl der dort abgegebenen deutschen Stimmen beträgt etwa 5600 und erreicht fast die Höhe, die bei den letzten Wahlen erreicht worden war. Dabei muß in Betracht gezogen werden, daß früher das aktive Wahlalter vom 21. Lebensjahre und nicht, wie jetzt, vom 24. Lebensjahre festgesetzt war. Bei der früheren Wahlordnung hätte die deutsche Liste in Bromberg 9 Mandate erreichen müssen.

Weit schlimmer wirkte sich die neue Wahlordnung in anderen Städten aus. In Thorn wurden zunächst einmal in einer Reihe von Wahlbezirken die eingereichten deutschen Listen nicht anerkannt. Die deutsche Bevölkerung von Thorn wählte daher nur in zwei Wahlbezirken und konnte hier kein Mandat erreichen. In Konitz haben die Deutschen 4 Mandate und somit ihren bisherigen Stand erreicht. In Vandsburg erhielt die deutsche Liste drei Mandate, in Soldau 1, in Nakel 1 und in einigen anderen Städten ebenfalls 1 Mandat.

In vielen Städten sind alle eingereichten Listen, mit Ausnahme der des Regierungsblocks, für ungültig erklärt worden, wieder in anderen Städten hat die Sanacja Einheitslisten zustande gebracht.

Zusammenfassend ist die Kräfteverteilung wie folgt: im Posener Gebiet: Sanacja 669 Mandate, Endecja 530, NPR. 59, Deutsche 33, PPS. 20, Chadecja 13; in Pommerellen: Sanacja 294 Mandate, Endecja 171, NPR. 59, Deutsche 22, PPS. 20 und die Juden 1 Mandat.

Weltverband der Auslandspolen

Die Ziele des Organisationsrats auf der Warschauer Tagung

Warschau, 28. November. Zur Warschauer Tagung des Organisationsrates der Auslandspolen waren u. a. Unterstaatssekretär Jedrzejewicz vom Finanzministerium, der polnische Gesandte in Brasilien, Grabowski, und General Orlicz-Dreszer erschienen. Außerdem waren zahlreiche Sejmabgeordnete und Senatoren sowie mehrere Vertreter von polnischen Minderheitsorganisationen aus Deutschland, Frankreich, der Tschechoslowakei, Lettland, Rumänien und Oesterreich anwesend. Departementsdirektor Drymer begrüßte im Namen des Außenministeriums die Erschienenen. Er betonte, daß die Konsolidierung des Auslandspolentums als fast vollzogen anzusprechen sei. Der Vertreter der Polen aus Deutschland, Dr. Kaczmarek, versicherte, daß es unter seinen Volksgenossen keine parteiliche Zersplitterung der Kräfte gebe, und daß das

Bewußtsein der nationalen Würde und des nationalen Stolzes stetig an Kraft gewinne.

Die Arbeiten des Organisationsrates der Auslandspolen sind in einem 100 Seiten starken Bericht zusammengefaßt, und geben ein Bild seiner verzweigten Tätigkeit. Für den Schulfonds sind im vergangenen Jahre 36 Millionen Zloty angesetzt worden. Gegenwärtig sind die Bemühungen des Organisationsrates darauf gerichtet, eine wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Auslandpolentum und Mutterland herbeizuführen. Für die nächste Zukunft ist eine zahlenmäßige Erfassung des Auslandpolentums geplant.

Hauptziel der Bestrebungen bleibt für die nächsten Monate die Schaffung eines Weltverbandes der Auslandpolen.

Am zweiten Beratungstage wurden die Neuwahlen zum Präsidium des Organisationsrates vollzogen. Zum Vorsitzenden wurde Senatsmarschall Raczkiewicz wiedergewählt. Ferner nahm man eine Wahlordnung für die Delegierten zur Auslandpolentagung im Jahre 1934 an. In dieser Wahlordnung wird die Gesamtzahl der Delegierten aus den einzelnen Auslandpolenzentren auf 128 Personen festgelegt. Die meisten Vertreter stellen die Vereinigten Staaten mit 40 Mandaten. Es folgen Deutschland mit 17, Sowjetrußland und Frankreich mit je 10, Brasilien mit 5 Mandaten.

Zehnte Hauptversammlung des V. d. K. in Kattowitz

am 29. September 1933

(Schluß.)

Der V. d. K. arbeitet aus einer doppelten Blickrichtung heraus. Die eine Blickrichtung heißt der Verband als Heimatorganisation. Sie umfaßt den Verband als Organisation mit allem, was dazu gehört, mit Verwaltung und Werbung, mit Aufbau und Abwehr und den V. d. K. als Faktor unter Deutschtumsarbeit oder anders gesagt, Kampf um den Lebensraum der deutschen Minderheit, um Schule, Theater und Vereine; Pflege von Lied und Spiel, von Brauchtum und Familiensinn. Die zweite Blickrichtung heißt, der V. d. K. als Ideenträger, als Weltanschauungsgruppe: sie umfaßt die Einstellung zu den geistiegen Strömungen der Gegenwart zum Übersinnlichen und Ewigen, oder anders gesagt, die Losung vom neuen Menschen und der neuen Zeit, der Krieg zwischen Christ und Antichrist, zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft. Und beides bildet in der Arbeit und Wirkung eine Einheit.

Als Heimatorganisation wird der V. d. K. in notvollster Zeit ins Leben gerufen. Schulrat Szczeponik, Dr. Pant, Baron v. Reitzenstein, nahmen das Steuer in die Hand und gaben der Gemeinschaft einen, den neuen Verhältnissen entsprechenden neuen Sinn und Inhalt. Man hörte die Rufer und bald waren die Treuesten gewonnen. Es stieg die Zahl der Bekenner, die Zahl der Ortsgruppen wuchs. Jetzt setzt eine schwere Zeit des Kampfes ein. Böswillige übernationale Menschen scheuen Verleumdungen nicht, um alles zu zerschlagen. Alle Angriffe werden zurückgewiesen. Schritt für Schritt geht es vorwärts, immer wird das Ziel den V. d. K.-Gliedern klarer. Der Großteil ist heute überzeugt, daß der V. d. K. Lebenshaltung und Zukunftsgestaltung bedeutet.

Und nun einige Zahlen. Gegenwärtig werden durch die Verbandszentrale in Kattowitz und sechs Bezirkssekretariate in den verschiedensten Gebieten Polens 132 Ortsgruppen und zirka 100 Jugendgruppen sowie 7 deutsche katholische Privatschulen betraut. Unter 1500 Veranstaltungen und Versammlungen wurden im Jahre 1932 gemeldet. Die Ortsgruppen veranstalten allein für charitative Zwecke 30 000 z in bar, während die Generali an Sterbegeldern den Mitgliedern 23 000 z auszahlte. Eine Zentral- und eine Bezirksbücherei wurden eingerichtet, ferner veranstaltete der V. d. K. zwei 14tägige Jugendführerkurse, verschiedene Eintags- und Wochenendtreffen, drei Hauswirtschaftskurse für Mädchen sowie große Jugendtreffen in sämtlichen Bezirken.

Im Weltanschauungskampfe mußte der V. d. K. schwere Angriffe abweisen. Dazu fällt in die ersten zehn Jahre die Umwertung aller sittlichen und geistigen Werte. Allen Anfeindungen hat er Stand gehalten, und es kann gesagt werden: Wir deutschen Katholiken sind vom V. d. K. in notvollster Zeit organisch und ideel geeint worden. Er hat geistige und seelische Kräfte geweckt, gestärkt. Er war in den Zeiten des Niedergangs der Hüter der überzeitlichen Werte und hat dadurch den Weg bereitet für die Erneuerung. Er war Christi Bannerträger und Baumeister deutscher Volkheit. Die Grundsätze von denen sich der V. d. K. im ersten Jahrzehnt seiner Arbeit hat leiten lassen, sind zugleich auch die Richtlinien für alle künftige Arbeit. Sie lassen sich zusammenfassen in folgendem: Wir bekennen uns zum Deutschtum. Deutschtum schließt eine Geschichte und Art, Blut und Sitte. Es schließt ein den Kölner Dom, die Marienburg und den Stephansdom, es schließt ein die Großen von Weimar und Königsberg um Bayreuth, kurz, es umfaßt die ganze deutsche Kulturnation. Wir bekennen uns zur deutschen Volksgemeinschaft, die wir erstreben und für die wir schaffen. Dieses Bekenntnis schließt ein unsere Bereitschaft zum Kampf um den Lebensraum und um die Gestaltungsfreiheit der deutschen Minderheit. Das Bekenntnis zur Volksgemeinschaft schließt uns das Erbübel der Uneinigkeit und der Zersplitterung. Diese Volksgemeinschaft muß deutsch und christlich sein, denn eine völkische Gemeinschaft hat nur so viel Lebensdauer als ihr Ewigkeitswerte innewohnen. Wir anerkennen die Notwendigkeit einer Neuordnung der Verhältnisse und wir sagen: Ja, zu einer Neuordnung fordern jedoch, daß sie im Einklang steht mit dem christlichen Sittengesetz.

Über unserer Gemeinschaft steht Gott und wir bekennen uns in dieser Stunde feierlich zu Christus dem Herrn. Wir erstreben und arbeiten daran mit, daß die Verwirklichung christlicher Grundsätze im privaten, öffentlichen und im Staatsleben Tatsache wird. Wir bleiben, was wir sind: „Volkstumskämpfer und Christusbekenner.

Der letzte Tag führt die Getreuen zuerst ins Gotteshaus, wo an heiliger Stätte gedankt wird. Domherr Dr. Steuer stellt in tiefdurchdachter Festpredigt das Wirken des V. d. K. hinein in das Licht der Christ-Königidee. Zeiterneuerung durch innere Erneuerung des Menschen, durch Bekenntnis zu Christus, was von uns gefordert wird. Während des feierlichen Hochamtes sangen die vereinigten Kirchenchöre von Königshütte unter Leitung von Georg Stanitzek prächtig die herrliche Missa in C von Josef Reinberger, ein wahrhaft festliches Werk. So war der Festgottesdienst zum erhebenden Auftakt für die große Kundgebung am Nachmittag. Im Redensaal zu Königshütte waren Tausende Menschen versammelt, als voll gläubiger Zuversicht zu Beginn der Kundgebung Mahlmannshymne, hoch empor erklang — vollendet vorgetragen vom Bialaer Männerchor, unter Leitung seines Meisters Czajanek. Senator Dr. Pankt entbot der Versammlung herzliche Willkommengrüße und gibt seiner Freude Ausdruck, daß die Zehnjahrfeier des V. d. K. zu einer so machtvollen Kundgebung gestaltet werden konnte, zu einer Kundgebung für deutsche Treue, wie sie aus dem Goldgrund des Glaubens erglüht. Weiter führte er aus: Mitglied des V. d. K. sein, heißt, die Verpflichtung in sich tragen, dem Nächsten Hilfe zu bringen, beizutragen zur Gesundung der Welt. Brausender Beifall brach los, als Senator Dr. Pant geendet hatte. Dann trat der Festredner Kanonikus Steinwender-Salzburg vor die festliche Versammlung. Über des deutschen Volkes Sendung sprach er, die sich erfüllen läßt, wenn Glaube und Volkstum in lebendiger Verbindung bleiben. In edel geformten hinreißendem Wort entwarf er ein Bild von den Aufgaben des Volkes der Mitte des christlichen Abendlandes, das noch lange bezwingend vor der Seele stehen wird. Nur aus der Scheu eines vielgläubigen und ganz deutschen Menschen konnte ein solches Bild gestaltet werden. Schier atemlos lauschte die Menge, und dann brach ein Beifall los, der davon zeugte, daß Kanonikus Steinwender heilige Flammen in den Herzen entzündet hat. Wieder setzt der Bialaer Männerchor ein und bringt erlesene Gaben. Dann kam die Jugend zu ihrem Recht. Lehrer Lamotzik rief ihr zu: „Was der deutsche Junge soll.“ Propst Schirmer richtete Worte an die jungen Menschen, die aus einem gütigen Herzen kamen und zum Herzen fanden. Mit größter Sorgfalt, so konnte er sagen, nimmt sich der V. d. K. der Jugend an. Sein Jedeal ist es, eine Jugend heranzuziehen, die froh, aber auch reinen Herzens ins Leben blickt, die sich nicht beugt in den Stürmen des Lebens, eine Jugend, die Trägerin der Zukunft unseres deutschen Volkstums zu werden vermag. Begeistert stimmt die Jugend an und singt nach diesen zündenden Worten „Wann wir schreiten Seit an Seit — Christus Herr der neuen Zeit“. Senator Dr. Pant schließt darauf die große öffentliche Kundgebung. Mit um so größerer Zuversicht können wir, so sagte er, nun hinausziehen, im Gefühl machtvoller Verbundenheit im Kampf für unsere heiligsten Güter. Wir haben uns unter den Schutz des Patrons der Deutschen, des hl. Michaels gestellt. Er ist ein unbesiegbarer Held. Er wird auch uns führen im Kampf für Glauben und Volkstum siegreich bestehen. (Begeisterter Beifall.) St. Michael führe und schütze uns, bitte für unser deutsches Volk! (Langandauernder Beifall.) Den Abschluß gab dann der Hymnus an St. Michael, mit sieghafter Gewalt vorgetragen von den Bialaern Sängern, deren meisterlicher Chorleiter Czeponik durch eine Blumenspende geehrt wurde. So klangen die Seelen zusammen, die aus allen Gebietsteilen unseres Landes vertreten waren. Der Mensch der Großstadt, der Mensch des Industriegebietes, der Landmensch, alle erlebten sie tiefinnerst die ideale Macht des V. d. K. und jeder ging mit dem begeisterten Willen hinaus, treu weiterzuarbeiten an dem begonnenen Werke: Glaube und Volkstum.

Aus Stadt und Land

Liebe Volksblattbezieher!

Auf dem Kirchentag in Stanislau wurde in einer Besprechung auch unseres Volksblattes gedacht. Herr Schulrat Butschek schnitt die Volksblattfrage an und drückte sein Bedauern aus, daß das Blatt immer weniger von Gemeindemitgliedern gelesen wird, was schließlich zur gänzlichen Einstellung des Blattes führen muß. Nach längerer Debatte hierüber wurde ich beauftragt, mich mit der Verwaltung des Blattes einerseits und den lieben Lesern andererseits in dieser Sache schriftlich in Verbindung zu setzen. Mit der Verwaltung des Blattes habe ich bereits Fühlung genommen. Ich habe der Leitung alle die Wünsche, soweit sie mir in Stanislau bekannt gegeben wurden, mitgeteilt. Ich ersuchte, das Blatt in seinem politischen Teil weiter auszugestalten, aus diesem Grunde die Spalten: „Lies und Lach“, „Von Frauen — für Frauen“ nötigenfalls wegzulassen; ferner die Zeitung, falls möglich, zweimal wöchentlich erscheinen zu lassen. Alle diese gehegten Wünsche will die Schriftleitung gerne, sehr gerne erfüllen, wenn nicht auch hier ein „Wenn“ und „Aber“ wäre.

Mit diesem „Wenn“ und „Aber“ wende ich mich an alle die lieben Volksblattleser. Das Volksblatt hat gegenwärtig ca. 1100 Bezieher und hatte in den Anfangsjahren seines Bestandes weit über 5000. Wenn gegenwärtig durchschnittlich eine Gemeinde 30 Bezieher hätte — was mit Leichtigkeit sein könnte — so würde die Zahl der Bezieher auf 3 bis 4000 steigen, und das Blatt könnte dann zweimal wöchentlich erscheinen. Die Sache ist aber leider noch schlimmer. Die wenigen Bezieher äußern wohl ihre mannigfachen Wünsche in Bezug auf Ausgestaltung und glauben hierin Recht zu haben, doch leider vergessen sie ganz,

daß jedem Recht auch eine Pflicht gegenüber steht. — Und welches ist hier die Pflicht? — Die pünktliche Zahlung der Bezugsgebühr, welche monatlich bloß 1 zl beträgt. Ist das viel? — Ist das nicht aufzubringen? —

Wenn man die Schuldnerliste der Volksblattbezieher durchgeht, so muß man sich wundern, daß das Volksblatt überhaupt noch leben und bestehen kann. Ich greife aus dieser Schuldnerliste eine Gemeinde heraus. Sie hat 30 Bezieher und ist mit 240 zl im Rückstand. Manche Bezieher lassen den Rückstand von einem Jahr zum andern anhäufen, und wenn eine schriftliche Mahnung erfolgt, wird das Blatt abbestellt und mit dem Vermerk: „adresat nie przyjmuje" zurückgeschickt; dabei lastet aber auf dem Betreffenden eine Schuld der Bezugsgebühr von 1½ Jahren. — Ich könnte hier eine ganze Menge von solchen und ähnlichen Beispielen aus den verschiedenen Gemeinden anführen, was jedoch zu weit führen würde.

Von den 1100 Beziehern ist fast die Hälfte mit der Zahlung stark im Rückstand, so daß die Forderungen bereits über 5000 zl betragen. —

Das wären die Schattenseiten. — Es gibt aber auch Lichtseiten. — Es gibt viele und treue Leser, die regelmäßig ihre Bezugsgebühr entrichten. Das ist schön und löblich — und doch nichts mehr als selbstverständliche Erfüllung der Pflicht. —

Liebe Volksgenossen!

Ich habe die vorangehenden Zeilen nicht etwa deshalb geschrieben, um unser Völklein hier in der weiten Oeffentlichkeit zu deprimieren; das liegt mir ganz ferne. Ich will mit diesen Zeilen nur auf den großen Ernst der Gegenwart hinweisen, die Zusammenschluß, Gedankenaustausch, gemeinsames Tragen von Leid und Freud, und Stärkung in der Gemeinschaft erfordert. Ein Bindeglied hiezu ist nur unser Volksblatt, das Sprachorgan von Land und Stadt, von Stadt zu Land. Es ist daher Ehrenpflicht **jedes** Deutschen, dieses Blatt zu halten und dadurch dem Wohle der Gesamtheit zu dienen. — Damit das Blatt das richtige Bindeglied ist, müssen mehr Berichte aus Stadt und Land (Vorfallheiten, Erlebnisse, Veranstaltungen usw., natürlich in gekürzter Form) erscheinen. Hiezu wird die Lehrerschaft, aber auch jedes einzelne Gemeindeglied, dringend aufgefordert, Berichte einzuschicken, und vor allem in der Gemeinde werbend zu arbeiten, damit die Bezieherzahl sich vergrößere.

Niemand soll das bereits erhaltene Blatt abbestellen!

Was die Absendung der Bezugsgelder anbelangt, so wäre es gut und einfach, wenn irgendein Gemeindeglied — vielleicht der Lehrer — sich in den Dienst dieser Sache stellen und die Bezugsgebühren laut zugeschickter Bezieherliste gesammelt absenden würde. — Versuchen wir es doch! Es werden dadurch sicherlich die Rückstände sich vermindern, wenn nicht gänzlich verschwinden.

Der Leitung unseres Volksblattes liegt es sehr am Herzen, das Blatt so auszugestalten, daß es im wahren Sinne dieses Wortes ein gutes Familienblatt werde. Wir freuen uns dessen und wünschen unserem geehrten Schriftleiter viel Kraft und Liebe hierzu. Wir selber aber wollen in Zukunft ihm seine Arbeit nicht durch Pflichtvergessenheit erschweren und verleiden. —

Es war einmal ein Freund, den hatte man lieb und wert.
— Mit solchen zu verkehren, ein jeder ja begehrt! —
So fand er bald Genossen, die treu ihm zugetan,
Und fröhlich mit ihm wandelten auf seiner Lebensbahn.
Er lehrte sie manch Gutes, erzählte frisch und frei
Von echten Manneswürden, von Mutterliebe treu. —
Einst machten sie 'ne Reise auf weiter, offener See;
Des Meeres Stille lenkt ihre Blicke oft zur Höh'. —
Doch plötzlich wogt es um sie her,
Es rauschen die Wasser immermehr. —
Der gute Freund verliert den Halt,
Fällt in das Wasser — ertrinket bald.
Die andern Freunde überlegen nun
Was hier an Stelle ist zu tun: —
„Sich selbst in Sicherheit zu bringen? —
Des Freundes wegen mit dem Tod zu ringen? —
Die Not hat sie gar schnell vereint:
„Wir bleiben hier und retten den Freund!"
O, daß doch jetzt noch Freunde gäbe
Denen anderer Not am Herzen läge! —

J. Mensch, Oberlehrer.

Lemberg. (Evang. Schule — Weihnachtsaufführung.) Nur noch wenige Tage trennen uns von dem frohen Weihnachtsfeste. Wer freut sich da nicht schon im voraus auf dieses traute Familienfest mit seinem freudenstrahlenden Weihnachtsbäumchen, an dem am Weihnachtsabende fröhliche Weihnachtslieder ertönen und die so ersehnten Weihnachtsgaben ausgeteilt werden. Aber nicht alle Kinder können — angesichts der gegenwärtig so schweren Zeiten — von ihren Eltern mit Weihnachtsgeschenken erfreut werden. An Stelle dieser Eltern, die es doch auch gerne sehen möchten, wie der Weihnachtszauber auch in die jungen Herzen ihrer lieben Kinder einzieht, tritt auch heuer wieder unser evang. Frauenverein und will unsern unbemittelten Kindern eine Christbescherung veranstalten. In den Dienst dieser humanen Veranstaltung hat sich auch unsere evang. Schule gestellt, indem sie zu Gunsten der Christbescherung eine „Weihnachtsaufführung" am Sonntag, dem 10. Dezember l. J., um 4 Uhr 30 Min. nachm. veranstaltet, zu der alle, die sich in eine rechte Vorweihnachtsstimmung versetzen und auch wieder einmal an kindesfrohen Darbietungen mitfreuen wollen, von dieser Stelle recht herzlich eingeladen sind.

Eintrittskarten zu 1,50 zl — 1 zl — 80 gr und 50 gr sind vor der Aufführung in der Direktionskanzlei in den Vormittagsstunden erhältlich.

Spenden für das Büfett, sowie für die Tombola werden dankend entgegengenommen.

Die Schuldirektion.

Lemberg. (Katholischer Gottesdienst.) Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 13. Dezember d. J. eine Morgenandacht um 8 Uhr früh und am 31. Dezember d. J. eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiegostraße, in deutscher Sprache stattfindet.

Baginsberg. (Lehrerkonferenz.) Am 18. Nov. lf. versammelten sich die Mitglieder des Kolomyjer—Stanislauer Lehrervereins zu ihrer ersten Sitzung im neuen Schuljahre. Von den 23 Mitgl. waren 16 anwesend. Außerdem wohnten der Konferenz bei als Gäste Herr Pfarrer Weidaner mit Frl. Schwester, Vertreter des Kirchen- und Schulpresbyteriums, sowie die in der Gemeinde wohnhaften Lehrerinnen Frl. Mauer und Heuchert.

Fräulein Kupeczek aus Slawitz führte allen Anwesenden eine praktische Lektion mit den Kindern der 1. Kl. vor, im Sinne der neuen Unterrichtsprogramme. Die Stunde wurde zu einer Lebensgemeinschaft. Kinder und Erwachsene — hier die Zuhörer — hatten große Freude an den so trefflich und geschickt gewählten Abwechslungen, wie es eben der Gesamtunterricht auf dieser Stufe erfordert. Eine rege Aussprache schloß sich der Lektion an. — Kollege Heinz, Stanisławów, hielt anschließend sein Referat über „Gesamtunterricht". Deutsche und polnische Pädagogen ließ er zu uns sprechen. Der Gesamtunterricht auf der Unterstufe — und vor allem in der 1. Kl. — hat seine volle Daseinsberechtigung; hier entspricht er dem Spiel- und Märchenalter. Schwierig — ja undurchführbar wird er auf der Oberstufe. Die Meinungen der Pädagogen gehen hier auseinander. Kaschensteiner nennt ihn hier: „eine Verwirrung des Konzentrationsgedankens." Eine rege Aussprache nahm hier Platz.

Zwecks positiverer Arbeit der einzelnen Mitglieder wurde ein Arbeitsplan für das laufende Jahr aufgestellt. Die beiden Verbandsthemen werden von allen Mitgliedern durchgearbeitet. Für jede praktische Lektion haben sich alle Mitglieder schriftlich vorzubereiten. Der Referent sowie der Lektionshalter werden vom Vorsitzenden bestimmt. Bei jeder Lektion werden zwei Hauptrezensenten bestimmt. Ferner wird bei jeder Konferenz ein Mitglied berichten über alle gesetzlichen Bestimmungen der letzten Zeit insoweit sie Schule, Kind und Lehrperson betreffen.

Auf diese Weise können — trotz der wenigen Konferenzen — doch viele Mitglieder bei einer Konferenz sich aktiv betätigen. Auf die von Koll. Laur beantragte Anlegung und Führung einer Vereinschronik, wird nochmals hingewiesen und den Mitgliedern dies zur Pflicht gemacht. Was die Büchereien und Schulbehelfe anbelangt, so kann erfreulicher Weise mitgeteilt werden, daß viele Gemeinden Sinn und Verständnis haben für die Anschaffung der unbedingt notwendigen Schulsachen. Wo kein reichhaltiges Schulinventar — keine Lehr- und Lernmittel sind — dort ist es öde und kahl; diese Schule gleicht jenem Manne, jenem Handwerker, der seinen Beruf, sein Handwerk ohne jedwedes Werkzeug ausüben will. Möge sich doch noch jede rückständige Gemeinde in 12ter Stunde besinnen ihres heiligen Gutes, das sie an ihrer Schule hat!

Nach Aufstellung der Tagesordnung für die nächste Konferenz wird der erste Teil der Konferenz geschlossen, um nach 1½ stündiger Pause an dem zweiten Teile, dem Familienabende, teilzunehmen.

Diese Abende müssen und sollen eine ständige Einrichtung mit jeder Konferenz sein. Gemeinsame Aussprache, gemeinsames Tragen von Leid und Freud, treues, verständnisvolles Zusammenarbeiten zwischen Schule und Haus bilden die Eckpfeiler in der Erhaltung unseres teuren Ahnengutes. —

Herr Dir. Müller, Stanisławów, erzählte von Sinn und Bedeutung einer evang. Privatvolksschule. An dem Beispiele der Blasenqualle, jenem wunderbaren Meerestiere, versuchte er allen Anwesenden dem hohen Wert eines Zusammenhaltens, Zusammenlebens in der schweren Gegenwart — klar vor Augen zu führen. Als Gegensatz stellte er den Kuckuck hin, der unter den Vögeln die Rolle eines Alleinherrschers einnimmt und so von andern Vögeln verfolgt und verhaßt ist.

Gesangliche und musikalische Darbietungen, sowie ein Liederspiel von Körner „Der Kampf mit dem Drachen" füllten den Abend aus. —

Möge diese Konferenz allen Beteiligten die Worte jenes Mannes stets wach rufen:

„In der Arbeit süßer Stille,
Ruht das Glück, das du ersehnst.
In der Arbeit liegt der Wille, —
Zum Guten, das du dir erwählst."

J. M.

—tt— **Stanislau.** („Kathrein.") Das Nachkirchweihfest stand ganz im Zeichen der „Kathrein". Es war vorwiegend unsere Jugend, die sich im großen Saal des „Deutschen Hauses" eingefunden hatte. Aus „ongeborener" Bescheidenheit wollte man nur den kleinen Saal benutzen. Er erwies sich aber für die Menge der Tanzlustigen als zu klein, und so nahm denn der „große Bruder" die Konkurrenz auf. Und dies mit dem besten Erfolg! Diesmal kamen die „Bescheidenen" nicht auf ihre Rechnung. Statt um Mitternacht (so spät?) gingen wir um einhalb drei Uhr (also sehr früh am Morgen) nach Hause. „Kathrein — stellt den Tanz ein" heißt ein volkstümlicher Spruch. Nun muß das Tanzbein bis Silvester ruhen . . .

—tt— **Stanislau.** (Männerchor.) In weiterer Ausgestaltung seiner Tätigkeit hat der „Frohsinn" einen Männerchor ins Leben gerufen. Die Leitung übernahm in dankenswerter Weise H. Lehrer Rud. Parr. Die Proben finden jeden Freitag, 8 Uhr abends, im kl. Saal des „Deutschen Hauses" statt. Es müßte der Ehrgeiz aller Stanislauer Deutschen sein, einen Männerchor in Stärke von mindestens 40—50 ausübenden Sängern zu besitzen. — Die Singproben des gemischten Chors werden auch weiterhin unter tatkräftiger Leitung von Fr. Pf. Hulda Schick abgehalten, und zwar wie bisher am Dienstag um 8 Uhr abends. Auch dabei ist zahlreiche Beteiligung erwünscht. Beiden Chören seien die besten Erfolge gewünscht im Interesse des deutschen Liedes.

—tt— **Stanislau.** (Weihnachtsabend.) Der deutsche „Frohsinn" will in diesem Jahre Weihnachten nicht vorübergehen lassen, ohne allen Deutschen unserer Stadt eine kleine Freude

zu bereiten. Er lädt daher alle Volksgenossen für den 16. Dezember zu einem Weihnachtsabend ein. Beginn pünktlich 8 Uhr abends. Im Programm Chöre, Vortrag von Prof. Fries Jakob sowie „Ein deutsches Krippenspiel" von Friedr. Liehnhard. Dieses Krippenspiel dürfte sicherlich den Beifall aller Teilnehmer erringen.

Solotwina. (Todesfall.) Hier starb am 18. November im Alter von 67 Jahren der Landwirt Georg Meßner nach langem Leiden. Zahlreiche Trauergäste gaben dem Toten das letzte Geleit. Die Grabrede hielt H. Vikar Hartung-Stanislau, den Chorgesang leitete Lehrerin Frl. Decker-Solotwina.

Sewerynówka-Baginsberg. Die Trauung des Fräulein Karoline Frick mit Herrn Johann Frick aus Sewerynówka fand Samstag, den 4. November, in der evangelischen Kirche zu Baginsberg statt. Den Trauakt vollzog Pfarrer Weidauer. Heil dem jungen Paare! —reich.

Baginsberg. (Trauung.) Sonnabend, den 11. November d. Js., fand in der evangelischen Kirche zu Baginsberg um ½5 Uhr nachmittags die Trauung von Fräulein Wilhelmine Schmalenberg mit Herrn Philipp Rohl statt. Die kirchliche Einsegnung vollzog Herr Pfarrer Lic. Max Weidauer. Der hiesige Gemischte Singverein verschönte unter bewährter Leitung des Herrn Oberlehrer Mensch die eindrucksvolle Feier durch ein passendes Lied. Nach der Trauung versammelten sich die Verwandten der Brautleute und die eingeladenen Hochzeitsgäste im großen Saale des „Deutschen Hauses", wo sie sich bei reichlicher Bewirtung, bei Musik, Gesang und Spiel fröhlich unterhielten. — Glück auf dem jungen Brautpaar auf seinem neuen Lebenswege! O. D.

Baginsberg. (Todesfall.) Am Mittwoch, dem 8. November l. Js., starb hier nach langem und schweren Leiden Herr Karl Wilhelm Adam im blühenden Alter von 19 Jahren. Fast vollzählig nahm an der Feier seiner Bestattung, die am 10. November um 2 Uhr nachmittags stattfand, die Gemeinde Baginsberg teil. Herr Pfarrer Weidauer hielt eine tiefempfundene Leichenrede und tröstete insbesondere die Trauernden. Der gemischte Singverein und der Männergesangverein, deren treues Mitglied der Entschlafene war, sangen sowohl vor dem Trauerhause als auch in der Kirche Trauerlieder. — Das Gedächtnis dieses jungen Mannes wird in Segen bleiben, die Lücke, die der Tod so plötzlich in die Baginsberger Gemeinde gerissen hat, noch lange schmerzlich empfunden werden. O. D.

Bruckenthal. Wie jedes Jahr, so verlief auch diesmal die hiesige Kirchweih ganz ruhig, und der kleine Saal im hiesigen Gemeindehaus war vollgestopft von Gästen. Lustig und munter drehte sich die Jugend durch zwei Tage bei den Klängen der Musik. Noch vier Tage nach der Kerb, versammelten sich jeden abend alt und jung in dieser Stube, um an den Ortsgruppenveranstaltungen, die anläßlich des Weilens des Wanderlehrers des V. d. K. in dieser Siedlung abgehalten wurden, teilzunehmen. Lieder heiteren und ernsten Inhalts wechselten ab, denen stets Vorträge vorausgingen. Da hörte man über „Die Macht des Gesanges und der Musik", über die Pflege des Gemeinschaftsgeistes, über das Laienbühnenspiel und noch vieles andere sprechen. Ein großes Hindernis für umfangreichere Veranstaltungen bildet hier die Raumfrage, darum wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Ortsgruppe ein eigenes und größeres Heim bekäme.

Treffen in Kärnten - Österreich († Oberlehrer Adolf Stiaßny). Oberlehrer a. D. Adolf Stiaßny starb hier am 19. Oktober im 84. Lebensjahr, ohne Kampf und lange Krankheit, körperlich noch rüstig und geistig frisch durfte er heimgehen. Alle die vielen Bekannten dieses Mannes in Galizien wissen, was sie an ihm hatten. Der Verstorbene war lange Jahre Lehrer in den Gemeinden Hohenbach und Gillersdorf, welche Gemeinde heute nicht mehr als deutsche besteht, da alle noch vor dem Krieg teils nach Deutschland, teils nach Österreich ausgewandert sind. — Bei dem Begräbnis gingen unter den vielen dem Sarge voranschreitenden Schülern, auch frühere Gillerhofer mit; der älteste davon Herr Kopp, ein Greis von über 70 Jahren, dessen Sohn und Tochter, dann die Oberlehrersgattin Müller, eine Tochter aus Gillershof. Es war beweglich, wie sie alle von dem nachhaltigen Segen zu erzählen wußten, den der Unterricht und das Beispiel dieses Mannes für ihr Leben hatte. Möge es uns vergönnt sein, unserer lieben Jugend auch solch nachhaltigen Segen zu übermitteln, damit der Spruch auf seiner Todesanzeige für uns alle Wahrheit werde: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben behalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit."

Ugartsberg. Einweihung der erneuerten Kirche. Ende Mai des Jahres 1915 wurde unser Kirchlein von den vorgehenden Österreichern und Ungarn, einen feindlichen Beobachter dort vermutend, beinahe zusammengeschossen. Nach acht heißen Gefechtstagen bot das Gotteshaus einen traurigen Anblick dar. In den dicken Mauern klafften viele große Löcher, von allen Seiten konnte man ungehindert ein- und ausgehen. Das Blechdach sah einem Sieb ganz ähnlich.

Im Jahre 1920 wurde die Kirche nur zur Not ausgebessert. Die großen Löcher wurden vermauert. Das Blechdach bekam größere und kleinere Flicken. An der Decke wurde da und dort Kartonpapier angenagelt. An die kleineren Löcher gewöhnte man sich mit der Zeit. In diesem Zustande mußte das Gebäude über 12 Jahre dienen.

Nun endlich brauchen sich die Ugartsberger ihres Gotteshauses nicht mehr zu schämen. Es ist im vergangenen Sommer, bei regnerischen und kalten Tagen, bei den schlechtesten Wegverhältnissen, von Grund auf erneuert worden. Bis zum letzten Tage vor der Einweihung, die am 29. Oktober von unserem Pfarrer, Hr. Senior Paul S. Royer vorgenommen wurde, wurde noch fieberhaft gearbeitet. Und nun kann das Werk alle Meister loben, die daran gearbeitet haben. Herr Baumeister Manson aus Stryj, nach dessen Plan und Ratschlägen gearbeitet wurde, zeigte in allen Dingen einen feinen Geschmack und daß er die Kanzel, nebenbei gesagt ein Meisterstück aus Beton, so ganz kostenlos gemacht hat, zeigt, daß er auch ein Herz auf dem rechten Fleck besitzt. Es ist so ein Meister aus altem Schrot und Korn, der nicht zusehen kann, sondern bei allen Arbeiten fleißig und energisch mittut und mit viel Spaß und Heiterkeit die Liebe seiner Arbeiter zu gewinnen versteht. Ebenso schöne Arbeit lieferten die beiden Ugartsberger tüchtigen Schlosser, leider arbeitslosen, die Herren Georg Schmidt und Reinhold Daum, mit den großen gotischen Fensterrahmen aus Eisen. Wie schmerzlich ist es, daß solche tüchtige Handwerker, von denen der eine noch Frau und Kind besitzt, feiern müssen. Eine lobenswerte Arbeit lieferten die beiden Maler Szychlinski aus Stryj. Die Farben harmonieren sehr gut miteinander, der allgemeine Eindruck ist ein lieblicher. Auch der Maurer und der Tischler zeigten, was sie können.

Am Einweihungstag waren viele Gäste aus den Nachbargemeinden gekommen. Die Festpredigt hielt Herr Pfarrer O. Mitschke aus Brigidau. Seine Worte waren einem Lied gleich, das von der Heimat und Heimatkirche sang. Zur Verschönerung des Festes trugen auch die Lehrerinnen aus Josefsberg mit ihrem schön gesungenen Sologesang, und der gemischte Chor von Ugartsberg, verstärkt durch ein paar Josefsberger Sänger, mit zwei gutgesungenen Chören bei. Mit ein Höhepunkt des Festes war auch die aus dem Herzen gesprochene Danksagung des Kurators der Gemeinde. Sein Dank galt zunächst dem lieben und treuen Seelsorger Herrn Senior Royer, dann den lieben und treuen Freunden aus der Schweiz, ohne deren Hilfe das Werk nie oder nicht so bald hätte zustande kommen können. Einer großen Sorge ist die hiesige Gemeinde los geworden, darüber herrscht auch herzliche Freude im Dorfe. Es sind nun alle der Meinung, daß es ein Vergnügen sei in eine solche Kirche zu gehen. Hierzu möchte man noch bemerken und darauf aufmerksam machen, was der Spruch, der rechts von der Kanzel zu lesen ist: „Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren!" zu bedeuten hat. Das Kirchengehen soll nicht nur eine bloße Gewohnheitssache sein, sondern auch ein inneres Bedürfnis werden.

Hohenbach. (Jugend- und Schüleraufführung.) Im Laufe dieses Jahres hat die Jugend wieder einige Vorstellungen, und zwar meist Schwänke oder Lustspiele gegeben. Zu Neujahr wurde gespielt: „Der Küchendragoner" und „Eine Hochzeitsreise", zur Fasching: „Wie faßte ich meine Frau?", zum Erntefest: „Der falsche Onkel" und „Die Verlobungshose", schließlich anläßlich der Kerb: „Ein angenehmer Besuch" und „Eine Braut aus Verlegenheit". Der gemischte Chor sang zumeist auch eine Reihe schöner Chöre und mehrstimmige Volkslieder. — Um das Zustandekommen der Aufführungen und um die Leitung der Chöre macht sich der seit Herbst 1932 in Hohenbach angestellte Lehrer Hans Mikler aus Alexanderfeld bei Bralitz sehr verdient, der auch mit der Schuljugend einige sehr gelungene Vorstellungen aufführte. — So wurde zu Weihnachten: „Vom Himmel hoch, da komm ich her" gespielt, in welchem Stücke Luther als Liederdichter und im Kreise seiner Familie dargestellt wurde. „Eine Weihnacht auf dem Lande" bildete den heiteren Teil. Zu Ostern wurde: „Aus Goethes Leben" gegeben, dem sich: „Wie das Osterhäslein geschaffen wurde", „Frühlingsregen" und „Der gestohlene Schinken" von H. Sachs anschlossen. Zum Abschluß der Schulfestwoche wurde am 19. 6. l. J. „Zwei Tage aus G. Lessings Schülerzeit" aufgeführt, dem „Ulkige Sachen zum Tränenlachen", lustige Szenen für Schule und Haus, folgten. Stets wurden bei den Aufführungen auch mehrstimmige Volkslieder gesungen. — Der spielfrohen Jugend und dem Herrn Lehrer gebührt der beste Dank!

Rottenhan. Wenn derselbe Wanderer, der unsere Gemeinde vor einem Jahr besuchte, wieder zu uns käme, würde er manches geändert finden. Unsere Kirche, die gleich am Kreuzwege in der Mitte des Dörfleins steht, hat ein neues Kleid bekommen. Sie war früher von langästigen Bäumen so dicht umgeben, daß nur selten Sonnenstrahlen hineinschauen konnten. Das war nicht gut, denn die Mauern blieben immer feucht und wurden mit der Zeit ganz schwarz. In diesem Sommer wurden die Bäume entfernt und die Wände von innen und außen frisch getüncht, so daß man jetzt schon von ferne das kleine, weiße Kirchlein sehen kann. Auch das Schulhaus war im vergangenen Jahre noch in schlechtem Zustande. Die Wände und Fenster wie auch das Dach mußten gründlich hergestellt werden. An Stelle des alten Schulstalls, der schon seit mehreren Jahren ganz baufällig war, trat ein schöner, gemauerter Stall, der mit Dachziegeln gedeckt wurde. Außerdem wurden auch noch die übrigen Wirtschaftsgebäude gerichtet oder neugebaut. Die Ausgaben kommen bis auf 1500 Zloty, welcher Betrag für die kleine, kaum 12 Wirtschaften zählende Gemeinde, nicht leicht aufzubringen war.

Landwirtschaftlicher Taschenkalender für Polen 1934

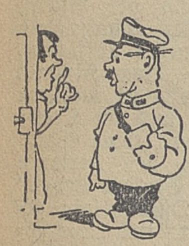
Der „Landw. Taschenkalender für Polen" liegt nunmehr im 4. Jahrgang vor. In seiner Art ist er der einzige Taschenkalender in deutscher Sprache, der in Polen erscheint. Inhaltlich ist er nicht nur den besten reichsdeutschen Kalendern zur Seite zu stellen, sondern für den Gebrauch durch den deutschen Landwirt in Polen den reichsdeutschen Kalendern durchaus vorzuziehen. Die in ihm aufgenommenen Tabellen und Angaben sind nämlich ausschließlich auf polnische Verhältnisse zugeschnitten. Infolgedessen enthält der „Landw. Taschenkalender für Polen" keine Angaben, die für den hiesigen Landwirt unbrauchbar sind. Im Gegenteil sind die Artikel und Tabellen über Steuer- und Sozialgesetze, die ein reichsdeutscher Kalender natürlich nicht enthält, von so großer Wichtigkeit, daß sie der hiesige Landwirt unbedingt bei der Hand haben muß.

Der neue Jahrgang ist wiederum unter Mitwirkung bekannter Fachleute sorgfältig bearbeitet worden und hat zahlreiche Anregungen praktischer Landwirte berücksichtigt. Seine Brauchbarkeit als Nachschlagewerk, Notizbuch und Unterlage für die Buchführung macht ihn zum täglichen Begleiter für jeden Landwirt und Beamten. Der Preis von 4,50 Zl. für den dauerhaft in Leinen gebundenen Band ist als durchaus angemessen zu bezeichnen.

FÜR DIE JUGEND

Es klingelt...

Von Elsi Magud.



Unser ganzes Leben hindurch stehen wir mit dem kleinen Klingelknopf, der draußen, neben der Eingangstür zur Wohnung, aus seinem Rahmen herausschaut, in irgendeiner geheimnisvollen Verbindung. Denn sein „Klingling", das laut oder leise, kurz oder anhaltend nach uns ruft, trägt immer ein winziges „Ereignis" in seinen Schwingungen mit.

Natürlich hat jeder Mensch seine ganz bestimmte Einstellung zu diesem „Ding da draußen", das jedem Druck gehorsam nachgibt und mit einer gewissen „Brutalität" vielleicht gerade in Stimmungen hineinschlägt, die nicht zerrissen sein wollen. Aber die gleichgültige oder nahe oder ablehnende Beziehung zu diesem Klingelwesen ist oft bezeichnend für die Einstellung des Menschen zu dem, was das Leben uns bringt

Klingliiinng! Klingliing! Nichts rührt sich. Ein harmloser Besucher, der sich ein wenig mühsam die drei Treppen hinaufgeschleppt hat, steht kopfschüttelnd vor der Tür. Er versucht, durch das kleine Guckloch in die Wohnung hineinzusehen. Er bückt sich, hebt den Deckel, der über dem Briefschlitz liegt, hoch. Umsonst. Klingliiiinnng! Ein letztes Mal. Dann geht er fort. — Kaum sind seine Schritte auf der Treppe verklungen, da regt sich etwas im Flur, schleicht zaghaft und vorsichtig zur Tür hin, sieht durch das Guckloch.. Und laut sagt die Frau: „Vielleicht war's der Gasmann, gut daß wir nicht aufgemacht haben!"

•



Kling, kling... „Wird wohl ein Bettler sein..." sagt der Vater. Kling, ruft es noch einmal schüchtern. „Ich will doch mal nachschauen"... Und schon ist das junge Mädel draußen. Hurra! Der Briefträger! „Ein Einschreibebrief? Für mich?" — Der „blaue Mann" lacht. „Natürlich, Frolein, von „Ihm", was?" Aber er bekommt keine Antwort mehr. Und darum weiß er, was los ist.

•

Kling, Klinglingling... Die Hausfrau eilt zur Tür, öffnet. „Guten Tag, die gnädige Frau selbst? Ich komme von der Firma Fleck & Kamp. Kennen gnädige Frau nicht die neue Waschmaschine, die wir herausbringen? Großartig, sage ich Ihnen!" Der Mann tritt näher, öffnet seine Mappe, holt Prospekte hervor, überschüttet die Dame des Hauses mit Fachausdrücken, bis sie, übertölpelt und widerstandslos, eine „Demo" (Demonstration) verabredet.

•

Klingling — Klingling. Die alte Dame, die allein und ängstlich ihren Lebensabend verbringt, hoch oben in dem Dachstübchen, horcht gespannt. Ob das ihr gilt? Aber sie hat doch keinen Menschen in der weiten Welt, der an sie denken könnte. Vielleicht ist es ein armer Mann, der Hunger hat, überlegt sie mitleidig. Schon schlürft sie zum Herd hin und steckt ein kleines Feuer an. Die Suppe wird schnell warm sein. Sie lächelt leise vor sich hin. Klingling -- Klingling. Ja, ja, ich komme schon. Sie legt vorsichtig die Kette vor den Türspalt, bevor sie öffnet. „Na, das dauert aber lange", brummt der Mann draußen, „bin ich sonst nicht gewohnt sowas..." „Wie bitte?" Die alte Dame hört nicht mehr gut. „Ich bringe Ihnen „ne Kleinigkeit" „Mir? Das muß wohl ein Irrtum sein." Aber nein, es stimmt. Der Geldbriefträger lacht über das ganze Gesicht, als die alte Dame zitternd und noch immer kopfschüttelnd den Schein unterschreibt. — Dann poltert er vergnügt die fünf Treppen abwärts. Das hat sich gelohnt, denkt er.

•

Klingling, Klingling, Klingling... Der Hausherr springt auf. Wenn ich mich schon hinlege, dann wird's lustig! Er öffnet schnell. „Onkel! Lieber, lieber Onkel!" Eine junge Dame schlingt zärtlich ihre Arme um den Hals des „Onkels". Der läßt sich die Zärtlichkeiten ruhig eine Weile gefallen. Dann löst er die weichen Schlingen mit einem Ruck, stellt die fremde Dame auf ihre Füße zurück und sagt: „Mit wem habe ich die Ehre?" „Aber Onkel, erkennst du mich denn nicht? Ich bin doch deine Großnichte!" ..So", meint der „Onkel" nachdenklich, „wie ist denn das möglich?" — Und es stellt sich heraus, daß die Stiefschwester dieses Mannes, mit der er jegliche Verbindung gelöst hat, nun die Schwiegermutter jenes verheißungsvollen jungen Mädchens werden soll, das den „lieben Onkel" um ein „kleines Hochzeitsgeschenk" bitten möchte (nur ein Zimmer), weil ihr „Zukünftiger", der Fritz, dem „lieben Onkel" wie aus dem Gesicht geschnitten ist

Kleine Episoden, die bunt und froh sein können, Gleichgültiges und Dinge, die uns Kummer bereiten, Ueberraschungen, die uns plötzlich losreißen aus einer Grübelei — all das weiß unsere Klingel ein paar Sekunden früher als wir. Aber ihr Klang, der uns hinauslockt, ist nicht immer so gefärbt wie das Ereignis, das zu uns kommt. Denn der kleine Knopf, der so viel erzählen könnte, ist ja nur das brave Werkzeug, das kaum beachtet, jedem fremden Druck gehorsam nachgibt...

Der Pommer und der liebe Gott

Im Lazarett liegt ein biederer Pommer, der trotz seiner schweren Verwundung die gute Laune nicht verliert. Eine Besucherin bringt ihm Tabak für sein Pfeifchen und erkundigt sich schließlich auch teilnehmend nach seiner Verwundung. Sein Bein ist zerschmettert.

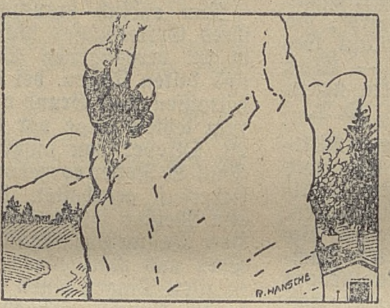
„Ja, da bin ick nu selbsten daran schuld!" meint der pommersche Grenadier. „Da hebb ick all min Dag dem leiwen Gott min' Leib und Seel' befohlen, aber an die verflixten Beene hebb ick nie dacht!"

Scherz-Bilderrätsel

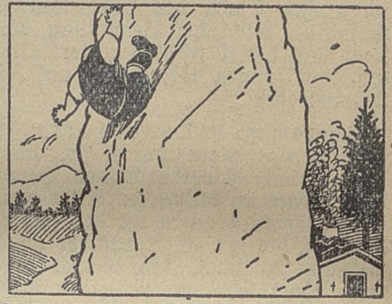


Auflösung: Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.

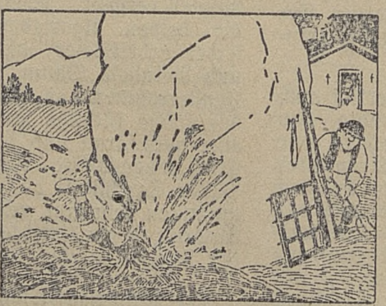
Der verunglückte BERGSTEIGER



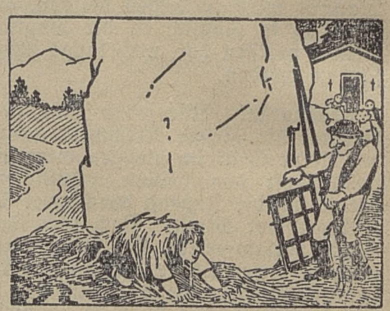
1) Steht wo am Weg ein Felsenkegel, Erklimmt ihn Schulze in der Regel. Er fußt in jeder kleinsten Ritze; Ein innerer Drang treibt ihn zur Spitze.



2) Wer Neuling so wie Schulze ist, Die nötige Vorsicht leicht vergißt. Steigt ab, rutscht aus, läßt los, tritt fehl; Ein letzter Aufschrei: „Ich Kamel!"



3) Ein Glück in seiner Lage ist: Er fällt in einen Haufen Mist, Den Huber, der da drunten schafft, Benötigt für die Landwirtschaft.



4) Der Huberbauer sieht's und lacht: „Schaut's her, was so a Stadtfrack macht!" Herr Schulze ruht auf allen vieren; Er fühlt's, er muß noch mehr trainieren

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin. Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat. Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg“ in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg“ fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström“ mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg“ aufzusuchen. Das tut Ingrid. Von der alten Frau erfährt Ingrid, daß Fräulein Engstraat ein Testament hinterlassen hat. Frau Arnholm hat inzwischen hinter einem Gobelin eine Geheimkammer entdeckt, in der sich eine Truhe befand, die das Testament barg. Die Entdeckung war um so beunruhigender, als in dem Testament eine andere Person zur Erbin eingesetzt war. Bereits vierzehn Tage hütet Frau Arnholm ihr Geheimnis. Sie ist entschlossen, ihr Geheimnis zu lüften, nachdem ihre Tochter Gerda reich verheiratet wäre. Inzwischen aber hat Ingrid eine Gelegenheit benutzt, um in die Geheimkammer zu gelangen, wo sie das Testament fand und sich seinen Inhalt einprägte. Damit rückt der Augenblick immer näher, wo die geheimnisvolle Maskerade der beiden Freunde ein Ende finden kann. Während die Bewohner des Schlosses im Park zusammen sind, steckt ein Junge Henrik Scott unbemerkt einen Brief zu. Am Abend fehlt Henrik zu Tisch, und Ingrid begibt sich angsterfüllt ins Fischerdorf, wo sie die geheimnisvolle Alte im Sterben findet. Mit der letzten Kraft beichtet sie Ingrid von einer scheinbaren schweren Last ihres Gewissens. Nach dem seltsamen Besuch weiß Ingrid, daß Henrik das Testament gefälscht hatte und die Alte zwang, es hinter dem Gobelin in der Truhe zu verbergen. Ingrid kämpft mit sich und ist nahe daran, das Testament zu vernichten, um die Ehre zu retten. Aber die geheimnisvolle Gewalt Henriks zwingt sie, es nicht zu tun. Inzwischen sind die beiden Männer wieder in Stockholm, von wo aus Henrik einen Brief an Madame Arnholm richtet.

(10. Fortsetzung.)

„Unverantwortlich! Sich einen derartigen Scherz mit zwei Damen zu erlauben! Wie bin ich blamiert in den Augen der beiden Männer! Nie würde ich diesen Baron von Cederström wieder ansehen, wenn nicht jenes unglückselige Testament —“ hier stockt ihr Gedankengang und springt plötzlich ins Gegenteil über. „Hm, vielleicht ist es ganz gut so! Der wirkliche Baron von Cederström gefällt mir ja eigentlich viel besser. Paßt auch weit besser zu Gerda. Und auch er schien Gefallen an der Kleinen zu finden. Vielleicht ist noch nicht alles verloren!“

Und weiter grübelt sie — —

„Wie bringe ich nur Gerda die Nachricht am besten bei? Das Kind hat so einen krankhaften Stolz! Ich glaube, die kratzt den beiden Verschwörern die Augen aus. Jedenfalls darf sie den Brief nicht lesen. Und Ingrid? Sicher war die mit im Komplott! Jetzt verstehe ich alles: ihre Unruhe, ihre Nervosität, ihre Zurückhaltung dem vermeintlichen Bräutigam gegenüber.“

Sie holt den Brief wieder aus dem Papierkorb, glättet ihn und schaut noch einmal hinein.

„Hm, voller Ehrerbietung! Ich kann mich nicht beklagen. Der Baron scheint selbst sein Unrecht einzusehen. Ist ganz zerknirscht. Meine Verzeihung? Na gut, die soll er haben, es gilt das Wohl meines lieben Kindes!“

Inzwischen haben sich die Wolken mehr und mehr zusammengeballt. Das leise Säuseln in den Baumkronen ist kräftigem Peitschen gewichen. Gleich Donnerrollen grollt die brausende Meeresflut aus der Ferne herüber.

Die jungen Mädchen scheinen ihr Tennisspiel aufgegeben zu haben und vor dem Sturm Reißaus zu nehmen. Denn ihre hellen Stimmen erklingen bereits in nächster Nähe. Hastig steckt Madame Arnholm den Brief in die Tasche.

Fräulein Tönnessen empfiehlt sich rasch, damit sie das Fischerdorf, in dem ihr Vater als Arzt praktiziert, noch vor Ausbruch des Unwetters erreicht. Fräulein Jespersen, die nebenan wohnt, macht etwas langsamer.

Aber endlich ist auch sie fort. Madame Arnholm atmet auf und tritt ins Haus zurück, da bereits einzelne große Regentropfen fallen.

„Kommt mit, Kinder! Ich habe mit euch zu reden!“

Ihre Stimme klingt so ungewöhnlich ernst — Gerda merkt sofort, daß irgend etwas los ist.

„Was hat Mütterchen nur? Hast du eine Ahnung, Ingrid? Sie sah so merkwürdig aus —“

Ingrid, die müde an der Terrassenbrüstung lehnte und gleichgültig hinausblickte auf die unter der Wucht des Sturmes ächzenden Bäume, wendet sich kaum.

„Baron von Cederström hat geschrieben,“ sagt sie kalt.

Die Kleine horcht auf.

„Baron von Cederström? Woher weißt du das?“

„Ich sah seine Handschrift auf dem einen Brief. Komm! Du wirst wohl gleich das Nähere erfahren.“

XIX.

Gerdas Empörung

Als die beiden Mädchen das Wohnzimmer betreten, sieht Madame Arnholm zuerst Ingrid ein paar Augenblicke forschend an. Dann sagt sie in ernst vorwurfsvollem Ton:

„Was halten Sie von Ihrem Betragen mir gegenüber, Ingrid Ekdal?“

Eine Blutwelle schießt in die blassen Wangen des jungen Mädchens. Doch antwortet sie nicht und senkt nur schuldbewußt den Kopf.

„Sie haben mich in Erstaunen versetzt und gekränkt zugleich —“

Keine Antwort.

„Ich habe mich mächtig in Ihnen getäuscht —“

Jetzt ist es mit Ingrids mühsam bewahrter Selbstbeherrschung zu Ende.

„Ich bin ja so unglücklich! So unglücklich!“ schluchzt sie auf. „Verstoßen Sie mich nicht!“

„Gewiß nicht, liebes Kind," lautet die gütige Entgegnung. „Sie verdienen eher Mitleid als Tadel."

Tief aufatmend läßt Ingrid die Hände von Ihrem Antlitz sinken. „O Dank, Dank! Ich habe Ihre Güte nicht verdient, Madame Arnholm."

Mit großen, verwunderten Augen schaut Gerda drein. Sie begreift die Mutter nicht und auch nicht die Freundin. Aber sie fühlt sich beängstigt, wie vor einem nahenden Unglück.

„Was ist geschehen, Mütterchen? Ihr seid beide so eigentümlich. Du tadelst Ingrid, sie weint, du verzeihst ihr, sie dankt und sagt, sie verdiene deine Güte nicht. Was bedeutet das alles? Arme, liebe Ingrid! Wie kannst du nur denken, daß Mütterchen oder ich dich jemals verlassen werden!"

Und sie schlingt beide Arme um den Hals der Freundin, die sich in einem momentanen Gefühl der Schwäche in einen Sessel hat sinken lassen.

„Hör erst zu, was deine Mutter zu sagen hat," erwidert Ingrid gepreßt, indem sie die Kleine sanft abwehrt. „Vielleicht denkst du dann anders."

Gerda springt auf und streicht sich hastig das Haar aus der erhitzten Stirn.

„Ich höre, Mütterchen! Nur rasch, rasch! Ich brenne vor Neugierde!"

Wie sie so dasteht, das ganze grazile Persönchen voll Scharm und Jugendfrische, die großen, schwarzen Augen erwartungsvoll auf die Mutter gerichtet, die roten Lippen, zwischen denen zwei Reihen milchweißer Zähne blitzen, ein wenig geöffnet, das dunkle Haargelock in die kindlich-reine Stirn fallend — kein Malerauge könnte sich einen passenderen Vorwurf für ein Sinnbild der Jugend oder des Frühlings denken.

Auch Madame Arnholm empfindet diesen Zauber. Und ihre Augen leuchten auf in berechtigtem Mutterstolz.

„Mein Kind! Mein Herzblut!" ruft sie mit leise bebender Stimme, die Arme ausbreitend.

Im Nu liegt Gerda an der Brust der Mutter.

„Du liebes, goldenes Mütterchen! Aber nun erkläre mir auch —"

Ein Schatten huscht über Madame Arnholms soeben noch sonnenverklärtes Gesicht.

„Ja, mein Kind. Ich erhielt eben einen Brief von Gunnar Cederström —"

„Das sagte schon Ingrid vorhin. Sie erkannte seine Handschrift. Und der dumme Brief hat dich so aufgeregt? Ach, sicher hat dieser Cederström wieder eine von seinen beliebten Spöttereien losgelassen — und so etwas liebt mein Mütterchen nicht, wie?"

„Du irrst, mein Kind. Der Brief ist zwar von Cederström, aber nicht von dem Mann, den du für Cederström hältst."

„Aber Mutter! Das ist doch Unsinn!" lacht Gerda lustig auf.

„Laß mich aussprechen, mein Kind! Also — wie soll ich dir das nur sagen? Der Mann, den wir für den Baron von Cederström hielten, ist nicht Gunnar Cederström —"

„Nicht? Wer denn?"

„Der andere, der Henrik Scott, ist Gunnar Cederström, und Gunnar Cederström ist Henrik Scott. Die beiden jungen Leute täuschten uns insofern, als — laß mich aussprechen, Gerda! Nicht gleich so heftig! Bedenke, sie sind beide jung, ein übermütiger Jugendstreich, nichts weiter! Das Motiv war nicht böse — ach, Kind, wie soll ich dir die Sache nur klarmachen —"

Mit angstvoll erhobenen Händen und weit geöffneten Augen starrt Gerda die Mutter an. Noch versteht sie nicht ganz; aber es beginnt in ihr zu dämmern.

„Der Brief enthält ein Bekenntnis," fährt Madame Arnholm mit einem raschen Entschluß fort. „Der große Blonde, der mir von Anfang an so gut gefiel, ist der Baron. Der andere, der uns alle durch seinen Geist blendete, aber auch irritierte, ist — ach, Kind, mach doch nicht so entsetzte Augen — ist sein — ist sein Privatsekretär!"

Es ist heraus. Und Madame Arnholm atmet wie von einer schweren Last befreit auf.

Die kleine Gerda sagt kein Wort; aber ihre frischen Wangen sind bleich geworden, und ihre Lippen pressen sich fest zusammen, wie in herber Abwehr.

Dann wendet sie sich mit einem plötzlichen Ruck Ingrid zu und richtet ihre großen, schwarzen Augen voll fragenden Erstaunens auf sie.

Schweigend senkt Ingrid die Lider vor diesem kindlich erstaunten, vorwurfsvollen Blick.

„Die Absicht war gut — wirklich, sie war gut," bekräftigt Madame Arnholm nochmals.

Doch Gerda hört gar nicht mehr auf sie. Noch immer Ingrids schuldbewußtes Gesicht anblickend, murmelt sie in verhaltener Erregung:

„Oh, jetzt verstehe ich manches, verstehe eure Fremdheit zueinander, verstehe jenen Blick damals unter dem Eichbaum, der mich so sehr erschreckte, verstehe, warum ihr vorgestern nacht beide fort wart. Oh —" sie drückt beide Hände an die Schläfen, als wolle sie das heftig pulsierende Blut besänftigen — „oh, ich bin ganz konfus! Mir ist zumute, als habe man uns beleidigt, Mutter! Tödlich beleidigt!"

Madame Arnholm schüttelt den Kopf bei diesen letzten, in leidenschaftlicher Erregung heftig herausgestoßenen Worten. Dann wendet sie sich zu Ingrid, die bewegungslos, wie geistesabwesend zum Fenster hinausstarrt in den Aufruhr der Natur.

„Lassen Sie uns für kurze Zeit allein, liebes Kind!"

Als die Tür sich hinter Ingrid geschlossen hat, eilt Gerda auf die Mutter zu.

„Ich begreife nicht, was du über diese Angelegenheit noch zu sagen hast, Mutter!" ruft sie mit bei ihr ungewohnter Heftigkeit. „Keine Entschuldigung kann die Tatsache wegwischen, daß unsere Gäste sich über uns lustig gemacht haben. Wahrscheinlich entsinnt sich der Herr Baron Gunnar von Cederström —" hier kräuselt ein bitterer, verächtlicher, dem lieben Gesichtchen sonst ganz fremder Ausdruck die Lippen des jungen Mädchens — „wahrscheinlich entsinnt sich der Herr Baron, daß wir bisher arme Leute waren und erst vor kurzem salonfähig wurden. Nie hätte er sonst einen so häßlichen, eines Ehrenmannes unwürdigen Scherz gewagt. Bei ‚Neureichen' kommt es nicht darauf an. Pah, was macht es schließlich aus —" fährt sie mit gemachter Gleichgültigkeit fort — „der unpassende Scherz fällt auf die Herren selbst zurück. Was mich am meisten betrifft, ist, daß Ingrid, meine liebe Ingrid, der ich zugetan bin wie einer Schwester, mit der ich alles, alles, was ich besitze, hätte teilen wollen, daß Ingrid mit im Komplott war, daß sie —"

„Laß Ingrid vorläufig noch aus dem Spiel, Kind!" unterbricht die Mutter sie sanft. „Ich habe dir noch etwas anderes mitzuteilen."

„Noch etwas?"

„Ja, etwas, das diesen ‚unpassenden Scherz', wie du ihn nennst, vielleicht in eine andere Beleuchtung rücken wird."

Gerda schreitet achselzuckend zum Fenster, nimmt aus einer Vase eine der duftenden roten Rosen und zerpflückt mechanisch die zarten Blütenblätter. Und unwillkürlich fällt ihr dabei der Moment des Abschieds ein, als Henrik Scott — nein, der Herr Baron von Cederström — sie um die Rosenknospe bat.

Ihre Lippen kräuseln sich verächtlich. Alles Theater, alles Versteckspiel, bei dem man nicht weiß, was wahres Gesicht ist, was Maske — bah!

„Sprich, Mutter! Aber bitte, recht kurz gefaßt! Und bedenke dabei, daß nichts, was Baron von Cederström tut oder läßt, irgendwie von Bedeutung für mich sein kann. Für mich existieren die beiden Herren nicht mehr!"

Madame Arnholm schweigt noch eine Weile. Sie weiß nicht recht, wie sie Gerda das nun Folgende beibringen soll. Ihre kleine Tochter erscheint ihr plötzlich so erwachsen, so selbständig —

„Nun?" drängt Gerda. „So rede doch, Mutter, damit ich die Sache endlich los bin!"

„Ja. Ich muß ein wenig ausholen. Erinnerst du dich noch deines Vaters, Kind?"

„Mein liebes Väterchen? Gewiß. Warum fragst du?"

„Er starb, als du noch ganz klein warst, kaum sechs Jahre alt —"

„Ich weiß. Aber ich sehe ihn noch ganz deutlich vor mir: das freundliche Lächeln, den langen, dunklen Schnurrbart, die guten, braunen Augen! Bitte, Mutter, bringe diese mir teure Erscheinung nicht mit jenen beiden Männern in Verbindung!"

„Doch, mein Kind! Doch! Ich muß es tun! Es gehört dazu!"

„Es kommt mir vor wie eine Entweihung!"

„Und ist es doch nicht. Komm, mein Kind! Versuche, die Sache ganz unparteiisch anzusehen! Vom neutralen Standpunkt aus! Komm!"

Damit schlingt die Mutter den Arm um die Tochter und geleitet sie zum Sofa. Und faßt die kleine Hand und hält sie in der ihren, während sie sanft fortfährt:

„Dein lieber Vater und der verstorbene Baron Olaf von Cederström waren Jugendfreunde, wie du weißt —"

Gerda nickt schweigend.

„Cederström hatte nur einen einzigen Sohn, dein Vater nur eine einzige liebe, kleine Tochter — folgst du meinen Worten, Kind?"

„Ich folge, Mutter."

„Nach und nach tauchte in den Köpfen der beiden Väter der Gedanke auf, die Kinder könnten vielleicht späterhin, wenn sie groß sind —"

Mit einem Ruck macht Gerda ihre Hand frei. Ihre Wangen brennen. Ha, sie beginnt zu begreifen! Und sie schämt sich — schämt sich des nun Kommenden.

„Die beiden Väter wünschten also, ihre Kinder möchten dereinst ein Paar werden," fährt Madame Arnholm aufs neue fort. „Ich wußte um den Plan. Auf dem Sterbelager versprach ich deinem Vater, wenn du erwachsen sein würdest, eine Begegnung zwischen dir und dem jungen Cederström herbeizuführen, falls ihr beide euch bis dahin noch nicht kanntet. Solange wir arm waren, hielt ich mich zurück, um nicht in den Verdacht zu kommen, ich wolle einen reichen Mann angeln für meine mittellose Tochter. Uebersah auch die schriftlichen Unterstützungsanerbietungen des jungen Barons von Cederström — der alte war inzwischen ebenfalls gestorben — aus dem gleichen Grunde. Aber als wir durch den Tod der alten Tante Engstraat zu Vermögen kamen und jener Verdacht hinfällig wurde, da hielt ich es an der Zeit, mein dem Vater gegebenes Versprechen zu erfüllen. Ich schrieb an Gunnar Cederström und lud ihn nach der Waldburg ein —"

„Das hättest du nicht tun sollen!" unterbricht Gerda die Mutter hastig. „Ich begreife dich nicht —"

„Du mußt mir schon erlauben, allein nach bestem Wissen und Wollen zu handeln, mein Kind," erwidert Madame Arnholm gütig, aber bestimmt. „Ich hielt es eben für richtig. Ich lud Gunnar Cederström ein, ohne zu wissen, daß er von der Abmachung der beiden Väter Kenntnis hatte, ebenso wie du nichts davon wußtest."

„Und — nun?" stammelt Gerda, bis in die Haarwurzeln rot vor Scham. „Er wußte davon und dachte womöglich, auch ich — oh, wie ich mich schäme! Wie ich mich schäme!"

„Das brauchst du nicht, mein Kind. Du hast nichts Unrechtes begangen. Und selbst Gunnar Cederström erscheint mir nach reiflicher Ueberlegung jetzt in einem anderen Licht. Er schreibt ganz offen, daß er, um, wie jeder andere Mann, frei um die Liebe des Mädchens werben zu können — was ist dir, mein Kind? Was ist dir?"

Gerda ist aufgesprungen. Mit glühenden Wangen und sprühenden Blicken, die Hände abwehrend ausgestreckt, steht sie vor der erschrockenen Mutter.

„Nicht weiter, Mutter!! Erniedrige uns nicht noch mehr! Ich werde Sorge tragen, daß dieser erbärmliche Schauspieler, der uns nichts ahnende Frauen so brutal übertölpelte, mir nie wieder unter die Augen kommt! Laß mich, Mutter! Verschwende kein Wort mehr zu seinen Gunsten. Der Herr mißfällt mir! Ich kann ihn nicht leiden! Ich hasse, ich verabscheue ihn!"

Leidenschaftlich erregt, sich überstürzend, springen die Worte von Gerdas Lippen.

Und im nächsten Moment schon ist sie zur Tür hinaus.

Die Mutter blickt ihr verblüfft nach und schüttelt den Kopf.

Ist das ihre harmlose, nachgiebige Tochter? Wie tief muß sie sich in ihrer weiblichen Würde verletzt fühlen, daß sie sich selbst kaum mehr kennt vor Empörung!

Sie läßt sich in einen Sessel sinken, vergräbt das Gesicht in den Händen und denkt nach — —

Sollte wirklich das Heiratsprojekt durch Gunnar Cederströms unüberlegten Streich ein für allemal gescheitert sein? Und wenn es wirklich so wäre — großer Gott, was würde dann mit jenem unglückseligen Testament, von dessen Existenz bisher noch niemand außer ihr Kenntnis hat?

Ihr Herz hämmert zum Zerspringen. Sie weiß nur zu gut, sie ist verpflichtet, das Dokument dem Gericht zu überliefern. Begeht ein schweres Verbrechen, wenn sie es unterschlägt. Aber kann sie es übers Herz bringen, den verhängnisvollen Schritt zu tun, der sie und ihre Tochter wieder in Armut und Elend zurückstößt? Wieviel schwerer wird ihnen dies freudlose Leben jetzt fallen, nachdem sie Reichtum und Wohlleben einmal gekostet haben?

Ein tiefer Seufzer entringt sich der Brust der armen Mutter.

Oh, hätte sie das Testament nie gesehen! Seit jener unglückseligen Stunde, da sie es fand und es im ersten Schreck ihren Händen entfiel, zurück in die Truhe, hat sie sich nicht entschließen können, das geheime Gemach nochmals zu betreten. Eine unüberwindliche Scheu hielt sie stets davon ab: die Scheu des schlechten Gewissens.

Wie oft schon wollte sie hingehen und das wichtige Dokument an sich nehmen! Nicht, um es zu vernichten — o nein! Aber um es in ihren Schreibtisch einzuschließen, zu dem nur sie den Schlüssel hat. Dann wieder sagte sie sich, am sichersten ist es doch in dem Geheimkabinett verborgen, von dem kein Mensch eine Ahnung hat. Auch sie wäre ja nie dahintergekommen, wenn nicht durch Zufall! Aber könnte nicht der Zufall nochmals spielen? Könnte er nicht eines anderen Schritte denselben Weg weisen, wie neulich den ihren? Was dann? Oder gar, wenn es einen Menschen gäbe auf der Welt, der das geheime Versteck kennt? Das alte Fräulein Engstraat soll viel geschwatzt haben. Und wer viel schwatzt, plaudert auch gern Geheimnisse aus und tut sich damit wichtig. Wenn die alte Frau vielleicht jemandem die Truhe mit ihren Andenken gezeigt hätte? . . .

Der Gedanke, jemand außer ihr könne vielleicht von dem Geheimkabinett etwas wissen und das Testament finden, regt Madame Arnholm so sehr auf, daß sie in einer plötzlichen Aufwallung von Energie beschließt, ihre bisherige Scheu zu überwinden und das Testament an sich zu nehmen.

Gerda ist in ihrem Zimmer. Ebenso Ingrid. Das Dienstpersonal in den Gesinderäumen. Kein Auge, kein Ohr in der Nähe.

Also vorwärts! Rasch, ehe der Entschluß sie wieder reut!

Mit wankenden Knien geht sie nach der Bibliothek. Tastet sie den Gobelin nach dem Hebel ab, der die Geheimtür öffnet. Betritt sie das kleine Gemach. Dreht sie das elektrische Licht an. Oeffnet sie zitternd vor Erregung die Truhe.

Und fährt entsetzt zurück.

Das Testament ist nicht mehr da!

XX.

Der Konflikt vertieft sich!

Wie Madame Arnholm zurück in ihr Zimmer gekommen ist — sie wüßte es kaum selbst zu sagen.

Alles in ihr ist in Aufruhr. Ihre Knie zittern. Ihre Schläfen pochen.

Das Testament ist fort! Jemand hat um das Geheimkabinett gewußt und das Dokument an sich genommen. Barmherzigkeit!

Madame Arnholm ist so nervös, daß sie alles verkehrt macht. Aber Gerda und Ingrid merken nichts davon. Beide Mädchen sind so sehr mit sich selbst und ihren Herzensnöten beschäftigt, daß sie blind und taub sind für alles andere ringsum.

Madame Arnholm grübelt und grübelt, was mit dem Testament passiert sein könnte. Und sucht sich damit zu trösten, daß sie vielleicht selbst in ihrer damaligen Aufregung es an sich genommen und irgendwo hingesteckt hat, ohne es zu wissen.

Sie durchwühlt ihren Schreibtisch, ihre Kommode, ihre Schränke. Nichts.

Das Testament bleibt verschwunden.

Was tun? Was tun?

Sie beginnt das Dienstpersonal zu beobachten. Alles ehrliche, treue Leute! Und wer unter ihnen sollte auch Interesse an dem Testament haben!

Auf Ingrid kommt sie nicht. Wenn das Mädchen Kenntnis von dem Geheimkabinett und dem Testament gehabt hätte, würde sie es längst an sich genommen und dem Gericht überliefert haben.

Immerhin — Madame Arnholm muß mit der Tatsache rechnen, daß ein Testament existiert und daß es gefunden worden ist. Wie ein dunkles Gespenst steht die Verarmung ihr vor Augen. Wer weiß, wie lange sie noch Herrin in der Waldburg sein wird und Erbin von Fräulein Engstraats übrigem beträchtlichen Vermögen!

Und dazu noch Gerdas Starrkopf!

Beharrlich weigert das Mädchen sich, über Gunnar Cederström zu sprechen. Wenn sein Name von den Lippen der Mutter fällt, verläßt Gerda ohne ein Wort das Zimmer.

Und doch wäre diese Heirat das einzige, das Gerdas Zukunft sichern könnte — jetzt, nachdem das schreckliche Testament jeden Augenblick auftauchen kann. Auch glaubt die besorgte Mutter aus Gunnars Brief starkes Interesse für die Kleine herauszulesen. Vielleicht ist doch noch nicht alles verloren? . . .

Und nach vielem Ueberlegen und Kopfzerbrechen, nach manch schlaflos verbrachter Nacht, setzt Madame Arnholm sich endlich hin zum Beantworten von Gunnars Brief.

Zuerst drückt sie ihr lebhaftes Erstaunen, dem auch die gebührende Portion Empörung nicht fehlt, über den „unverantwortlichen Scherz" aus — ein Scherz, der auch an Bedeutung nicht verliere, wenn — wie der Herr Baron andeute — „der Beweggrund ein ernster, guter war". Dann erklärt sie, daß sie Gunnar von Cederström verzeihen wolle, um seines verstorbenen Vaters und ihres verstorbenen Gatten willen. Und daß sie auch aus diesem Grunde sich nicht entschließen könne, den Herzenswunsch der beiden teuren Verblichenen so ohne weiteres über Bord zu werfen.

Der Schluß des wohlüberlegten Briefes, der ein kleines Kunstwerk an Diplomatie und weiblicher Klugheit ist und den niemand der schlichten Madame Arnholm zugetraut hätte, lautet:

„Leider sieht meine Tochter die Sache in einem anderen Licht. Sie haben ihr weibliches Empfinden zu tief verletzt. Ich habe mir schon die größte Mühe gegeben, sie etwas zu Ihren Gunsten umzustimmen — vergebens. Sie weigert sich beharrlich, Sie wiederzusehen oder auch nur Ihren oder Herrn Scotts Namen zu hören.

Wenn Ihnen meine Tochter wirklich gefällt, wie Sie schreiben, wenn Sie sie lieben lernen und sie für wert halten sollten, Ihre Gattin zu werden, so überlassen Sie alles der Zeit! Sie hat schon vieles zuwege gebracht und wird hoffentlich auch Gerdas so schwer verletzten Stolz besänftigen.

Dürfte ich mir jetzt noch ein Wort erlauben, so ist es das, daß ich lebhaft wünsche, meine liebe Hausgenossin Ingrid Ekdal möge glücklich werden. Ingrids Neigung zu ihrem Verlobten ist tief, und aus verschiedenen Anzeichen glaube ich bemerkt zu haben, daß auch Ihr Freund seine Braut wahrhaft liebt. Sollten wirtschaftliche Sorgen ein Hindernis für die Vereinigung der beiden sein, so bin ich gewillt, das meinige dabei zu tun. Vielleicht helfen Sie Herrn Scott?

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Wochenbeilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen.

Nr. 15 | Lemberg, am 10. Dezember (Christmond) | 1933

Die Bedeutung des Kalkes für die Landwirtschaft

Schon unsere Großväter und Urgroßväter haben den Wert des Kalkes für unsere Aecker gekannt. Weil aber zu jenen Zeiten, wo es noch keine oder nur sehr wenige Bahnstrecken gab, um den Kalk heranzubringen, der Transport zu teuer und oft unmöglich war, haben unsere Vorfahren den Acker gemergelt. Mergelgruben sind heute noch vielfach vorzufinden und mit Steinen vollgefahren. Die Arbeiter waren billig, die Pferde hatten im Winter nichts zu tun, und so wurde, soweit er auf dem eigenen Felde zu finden war und das Wetter es zuließ, d. h. wenn Frost im Boden war, Mergel aufs Feld gefahren. Noch im Jahre 1905 konnte ich auf einer früheren Fürstl. Thurn und Taxisschen Domäne den Unterschied am Getreide von auf einem in den 70er Jahren gemergelten Teile eines Schlages erkennen.

Dann kamen die Zeiten, wo unsere Leute nach den Zuckerrübengegenden von Sachsen—Schlesien usw. auswanderten, bei uns daher knapp und teuer wurden. Gleichzeitig wurde das Bahnnetz ausgebaut und die Frachten wurden billiger. Es stellte sich dann der Bezug von reinem Kalk billiger als die Mergelgewinnung in der eigenen Wirtschaft.

In den Nachkriegsjahren sind die Frachten wieder in die Höhe gegangen, wodurch auch das Kalken sich wieder verteuerte. Auch ist die Arbeit des Kalkens bei unseren Arbeitern sehr unbeliebt. Der Kleingrundbesitzer, der den Kalk selbst streuen muß, macht es auch nicht gerne, und so unterbleibt das Kalken. Die Zufuhr des Kalkes mit kalkhaltigen Düngemitteln reicht gewöhnlich nicht aus. Andere Düngemittel wiederum, wie Superphosphat und schwefelsaures Ammoniak, entziehen dem Acker Kalk, und mehrere Jahre nacheinander angewandt, versäuern sie den Boden.

Es kann gar nicht genug hervorgehoben werden, wie besonders der Kalk für unsere Feldfrüchte wichtig ist. Aber auch Mensch und Tiere brauchen zum Aufbau ihres Knochengerüstes Kalk, welcher dem Körper in der Nahrung zugeführt werden muß. Fehlt der Kalk im Acker, so werden auch die Ernten nicht so ausfallen, wie wir sie auf kalkhaltigem Boden erzielen können. Einzelne Früchte wie Klee, Raps, Rüben und Hülsenfrüchte gedeihen gar nicht oder nur sehr kümmerlich, und selbst starke animalische Düngung unter Zugabe von Stickstoff kann dem Uebel nicht abhelfen. Unser Boden ist ein lebendes Wesen, er soll sich in steter Tätigkeit befinden, und das kann er nur, so lange Kalk im Boden ist. Der Kalk fördert das Leben im Acker, die Zersetzung des Stalldüngers, die Ackergare und die Lösung des künstlichen Düngers. Er bringt Luft in den Boden, und ist von großer Bedeutung für das Gedeihen unserer Feldfrüchte in bezug auf Wachstum, Ausbildung der Aehren, Gewicht der Körner, Güte und Futterwert des Strohes. Auch Sauerampfer, Schachtelhalm und andere Unkräuter werden nach und nach vom Acker verschwinden.

Wie und wann soll der Kalk untergebracht werden?

Früher wurde der Kalk, so wie er aus dem Werk kam, aufs Feld gefahren, in gleicher Entfernung von Reihe zu Reihe und in der Reihe in kleine Häufchen gesetzt, mit Wasser begossen und mit Erde zugedeckt. Der Kalk zerfiel in den Häufchen und wurde dann mit der Schippe gebreitet. Diese Arbeit wurde aber bei dem Leutemangel und anziehenden Löhnen zu zeitraubend und teuer. Man bezog daher den Kalk gemahlen und streute ihn mit der Maschine. Am schnellsten und billigsten ist es, wenn der Kalk von einem oder zwei Männern gleich vom Kastenwagen herunter mit Schippen gestreut wird. Allerdings muß man wissen, wieviel man auf dem Wagen hat und welche Fläche damit bestreut werden soll, denn auch die Maschine muß man doch auf das bestimmte Quantum einstellen. Sehr wichtig ist es, ihn an trockenen windstillen Tagen zu streuen, und im Frühjahr auf bereits im Herbst gepflügten Acker. Den Kalk soll man sofort eingrubbern und eineggen. Bringt man den Kalk im Herbst bzw. während oder gleich nach der Ernte auf die Stoppel, so schält man ihn unter. Wir haben in früheren Jahren 10—15 Ztr. Kalk pro Morgen gestreut und diese Gabe sollte für zehn Jahre genügen; heute ist man davon abgekommen und düngt 5—6 Ztr. pro Morgen und wiederholt diese Düngung nach 3—5 Jahren. Selbstverständlich verlangen sehr schwere Lehmböden eine stärkere Kalkdüngung. Vielfach ist die Ansicht vertreten, daß leichte Böden eine Kalkdüngung nicht brauchen resp. nicht rentieren. Ich bin anderer Meinung; auch die leichten Böden müssen gekalkt werden. Ich habe gesehen, daß auf einem abgeholzten Waldboden selbst Lupine nicht wachsen wollte, und daß dort, nachdem 2—3 Jahre mit geringen Mengen gekalkt wurde, heute der schönste Roggen wächst.

Man sieht heute soviel Felder, wo Sauerampfer in Massen wächst, Klee nur wenig und dürftig, dort fehlt natürlich der Kalk. Der Scheideschlamm aus den Zuckerfabriken mag ein Ersatz sein, aber doch nur in der nächsten Umgebung der Fabrik, wo er mit eigenen Gespannen geholt und gleich aufs Feld gefahren werden kann. Bei weiteren Strecken oder bei Bahnfracht ist er schon zu teuer. Auch dürfte er heute bei dem gedrosselten Rübenanbau seltener sein. Man betrachte nur ein frisch gekalktes Getreidefeld; der Stand der Früchte wird gesünder, das Wachstum ein viel freudigeres sein.

Ein alter Landwirt in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, mein früherer Vorgesetzter, behauptete, daß der Mehrertrag auf genügend kalkhaltigem Boden, bei Weizen 4 bis 6 Ztr., bei Roggen 2—3 Ztr. und bei Hafer bis zu 8 Ztr. pro Morgen beträgt. Ich habe in meiner Praxis nicht Gelegenheit gehabt, daraufhin Versuche anzustellen, aber glaube es gern. Ich hoffe, mit obigem etwas zur Erkenntnis der Wichtigkeit des Kalkens bei unserem Kleingrundbesitz beigetragen und zur Befolgung angeregt zu haben.

V. K.

Obstbäume verlangen reichliche Kalidüngung

Die reichsten Ernten der wundervollsten Früchte habe ich alljährlich bei einem erfahrenen alten Obstzüchter gesehen. Die Bäume erhielten aber jedes Jahr, und zwar bis in den September hinein, starke Kaligaben, allerdings stark verdünnt mit Wasser und Jauche. Eine flüssige Düngung hat gerade bei Kalisalzen erst zur richtigen Zeit vollen Erfolg. Bei Trockenheit kommen sie vielfach überhaupt nicht rechtzeitig zur Wirkung oder können sogar schaden. Wir müssen ferner bei Obstbäumen einen ganz anderen Maßstab anlegen als bei den meisten einjährigen Kulturpflanzen. Hier ist es die riesige doppelte Leistung der gleichzeitigen Entwicklung der Früchte und Blütenknospen für die folgende Ernte, die gerade in den Sommermonaten ganz außerordentliche Ansprüche an den Nährstoffvorrat des Bodens stellt. Fehlt dieser und zugleich auch die nötige Feuchtigkeit, dann tragen die Bäume meist nur alle zwei oder drei Jahre. Hiergegen weisen besonders kalireiche Böden fast alljährlich reiche Ernten von Qualitätsobst auf, wenn den Bäumen gleichzeitig auch die anderen Nährstoffe sowie genügend Feuchtigkeit zur Verfügung stehen.

Die Annahme, daß die meisten Lehmböden an sich schon kalireich sind, um namentlich bei Obstbäumen eine besondere Kalidüngung entbehren zu können, hat sich durch zahlreiche Untersuchungen als falsch erwiesen. Ueberdies ist es im Qualitätsobstbau — und nur ein solcher hat angesichts der allgemeinen Geschmacksverwöhnung und der auch qualitativ bedeutend gesteigerten Auslandseinfuhr in Zukunft noch Bedeutung — wie in der Tierzucht. Keinem denkenden Tierzüchter dürfte es heute noch einfallen, seine wertvollen Tiere nur auf Erhaltungs-, nicht aber auf Leistungsfutter zu stellen. Im Obstbau ist die Sache aber viel schlimmer, insofern, als durch die langjährige intensive Kultur unserer hochgezüchteten Nutzpflanzen dem Boden überaus große Mengen an Kali entzogen wurden. Und gerade die Bäume brauchen dies nicht nur für einen kräftigen, gesunden Wuchs und eine volle Belaubung, die dadurch gegen Krankheiten und Schädlinge, besonders gegen die Blutlaus, widerstandsfähig werden, sondern noch mehr für Zuckergehalt und Wohlgeschmack der Früchte. Bei Rüben ist ja die Steigerung des Zuckergehaltes durch Kali genau festgestellt. Die abweichenden Urteile über viele Apfelsorten, die Klagen über den faden, sauren Geschmack sind sicher auf Mangel an Kali zurückzuführen. Es ist aber ausschlaggebend, daß dieser Nährstoff zur richtigen Zeit und ebenso, daß er nur in Verbindung mit anderen Stoffen zur vollen Geltung kommt und daß diese Wirkung nicht durch das Fehlen jeder Bodenbearbeitung bzw. eine dichte, undurchlässige Grasnarbe, aufgehoben wird. Wo also Kali fehlt, gebt ihn im Winter.

Mitteilungen

Zur Beachtung

Gerichtsklagen gegen Schuldner in unseren Genossenschaften dürfen unter keinen Umständen im Namen des Kassenwarts oder eines Verwaltungsmitgliedes. sondern müssen im Auftrage der Genossenschaft geführt werden. Andernfalls setzt sich die Genossenschaft der Gefahr aus, daß ihre Forderung als Privatforderung des Kassenwarts oder des Verwaltungsmitgliedes behandelt und damit vor das Schiedsgericht gebracht wird, dem bekanntlich Kreditgenossenschaften nicht unterliegen. Abgesehen davon ist die Führung der Klage als Privatforderung nicht zulässig, weil dies nicht den Tatsachen entspricht und die Folgeerscheinungen, z. B. beim Ableben des Klagenden. die Genossenschaft in nicht absehbare Schwierigkeiten bringen können.

Verband.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

23. 11. 1933 priv. Kurs zł 5.32—5.34
24. 11. 1933 „ „ „ 5.43—5.45
25. 11. 1933 „ „ „ 5.58
27. 11. 1933 „ „ „ 5.52
28. 11. 1933 „ „ „ 5.72—5.68
29. 11. 1933 „ „ „ 5.75

2. Getreidepreise p. 100 kg vom 29. 11. 1933:

	Loco Verladestat.	Loco Lwów
Weizen v. Gut ..		19.75—20.25
Weizen Samldg..	17.00—17.50	18.50—19.00
Roggen einheitl..		14.75—15.25
Roggen Samldg..	13.00—13.25	14.25—14.50
Mahlgerste		11.50—11.75
Hafer v. Gut ...	10.25—10.75	11.75—12.25
Weizenkleie	8.25— 8.50	9.50—10.00
Roggenkleie		8.00— 8.25

3. Molkereiprodukte im Großverkauf:

Vom 23. bis 30. 11. 1933: Butter Block 3.10 zł, Kleinpackg. 3.30 zł, Sahne 24% 1.— zł, Milch 0.23 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, Chorążczyzna 12.

Aus der Praxis • Für die Praxis

Zurück zum alten, gesunden Bauerngeist!

Beim Bauern hat die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren betriebene Abkehr von dem alten gesunden Bauerngeist viel mit zur Erschütterung des ganzen Berufsstandes beigetragen. Wenn in früheren Zeiten jeder echte Bauer es als ganz selbstverständlich betrachtete, seinen von den Vorfahren ererbten Besitz auch sich und seinen Nachkommen zu erhalten, glaubte in neuerer Zeit so mancher mehr und mehr vom Materialismus angesteckte Bauer aus seinem Besitz ein reines Handelsobjekt machen zu können. Die Folgeerscheinung davon war eine immer größeren Umfang annehmende ungesunde Preissteigerung, die dann zwangsläufig zu einer immer größer werdenden allgemeinen Verschuldung des Bauernbesitzes führen, und bei einem plötzlichen Versagen der künstlichen Hochhaltung der Preise für ldw. Produkte zu einer wahren Existenzkatastrophe für die ganze Bauernschaft sich auswirken mußte, insbesondere, wenn dann staatlicherseits noch eine rücksichtslose Ueberlastung des Bauernhofes mit Steuern und Abgaben hinzukam.

Der Bauer ist und bleibt der Urquell eines jeden Staates, und wie sehr das ganze Wirtschaftsleben im Staate zugrunde gerichtet werden kann, wenn dem Bauern jede Existenzmöglichkeit genommen wird, hat man ja unter dem marxistischen Regime in Deutschland zur Genüge gesehen.

Der deutsche Bauer im Reich ist jetzt wieder mit der Scholle verknüpft. Er ist wieder zur Urzelle des deutschen Volkslebens geworden, und mit dem Wiedererwachen ländlicher Bräuche und Trachten wird auch er wieder mit zum Träger völkischer Kultur werden.

Schon immer galt der zäh mit seiner Scholle verwachsene Bauer als das Kennzeichen der Beständigkeit, Treue und Heimatliebe.

Mit jedem Lebensjahr verwächst er inniger mit seinem Grund und Boden. Sein ganzes Wirken, die Erziehungsgrundsätze seiner Kinder, seine Gefühle und Anschauungen, sein wirtschaftliches Denken, sie alle sind eng mit seinem Besitz verwoben. Ja, der Besitz ist ein Stück seines Lebens, ein Teil seines eigenen Ichs und gleichsam ein Glied seiner Familie. Eine Trennung von ihm trifft den Bauern fast ebenso hart wie der Verlust eines Familienmitgliedes.

Es ist etwas Ehrwürdiges um die Erhaltung des Hofes, auf dem schon die Ahnen tätig gewesen sind und der ihre Freuden und Leiden, den Gang ihres Daseins von der Wiege bis zum Grabe gesehen hat. Wenn Familie, Haus und Arbeitsstätte im Laufe der Zeiten so fest miteinander verwachsen, wie es beim Bauern der Fall ist, bildet sich jene lebendige Familienüberlieferung aus, welche die Keimzelle der wahren Volkskultur ist.

Alle Seiten des ländlichen Lebens sind edel und wertvoll, weil sie echt und naturnah sind. Wie viele haben jene ländliche Kultur, die in der Verwurzelung liegt, lange Jahre verkannt, sich sogar über sie lustig gemacht. Eifrig unterstützt durch eine oberflächliche Großstadtpresse wurde von gewissen Kreisen die Meinung verbreitet, als ob die städtische Kultur die edlere und wertvollere sei und dem Menschen auf seinem Lebenswege mehr gäbe als die einfach-einfältige des Bauern. Wer nicht alle Modelaunen mitmachte, nicht die neuesten Schlager und die letzten Sportgrößen kannte, galt als rückständig und unkulturell.

Heute aber steht der deutsche Bauer zum Glück der ganzen Nation vor dem Beginn einer geistigen Wiedergeburt. Alles, verschüttetes, längst verloren geglaubtes bäuerliches Kulturgut sehen wir überall auftauchen. Wir ahnen erst jene Schätze, weil wir noch nicht die Wege sehen, die das wiederauferstandene Kulturleben des deutschen Bauern gehen wird. Aber wir bemerken, wie die Ueberschätzung der Städte einer gesünderen Auffassung Platz macht, und wie in dem Erwachen des dörflichen Lebens auch den Stadtbewohnern kulturelle Werte zuströmen.

Mit dem Schaffen erhält der Bauer das erhebende Gefühl, nicht nur für sich und die Seinen, sondern auch für sein Volk und Vaterland unmittelbare Leistungen zu vollbringen. Als freier Mann auf freier Scholle hat er ein Selbstbewußtsein, wie es nur in wenigen Berufsständen zu finden ist. Dieses, gepaart mit dem Stolz eines gesunden Menschen, gibt ihm die Kraft, selbst durch trübe Zeiten aufrecht hindurchzugehen und nicht einzugestehen, wenn es ihm schlecht geht.

Wenn der deutsche Bauer im Mutterlande nunmehr nach vorausgegangenen langjährigen schweren Kämpfen und Unterdrückungen wieder die volle Anerkennung und Freiheit genießt, so sind wir Bauern hier in der Republik Polen von dieser vollen Anerkennung und Wertschätzung unseres Bauernstandes noch weit entfernt. Trotzdem in letzter Zeit staatlicherseits auf manchen Gebieten sich bereits der Wille zum Schutze des Bauernstandes bemerkbar machte, so war von einer tatsächlichen Hilfe und Wiedergutmachung des dem Bauernstande in den langen Jahren zugefügten Schadens bis jetzt noch sehr wenig zu spüren.

Deshalb sind wir deutsche Bauern gezwungen, mit Hilfe einer straffen Berufsorganisation den Kampf um unsere Existenz und Gleichberechtigung in altbewährtem zähen Bauerngeiste weiterzuführen. Bei diesem schweren Daseinskampfe des Bauernstandes muß sich jeder deutsche Bauer verpflichtet fühlen, mit in die ersten Reihen einzutreten. Faule Ausreden können nicht mehr anerkannt werden. Wer jetzt noch fernsteht, zeigt damit einen so geringen Berufsstandgeist, daß wir ihn in Zukunft als Feind unseres Bauernstandes behandeln müssen. Nur durch Bewahrung des alten, gesunden Bauerngeistes, der sich offenbart in wahrhaft christlichem Familiensinn, größter Sparsamkeit, Einfachheit, Beharrlichkeit und Gradheit, werden wir deutsche Bauern jetzt und auch in Zukunft all die besonderen Schwierigkeiten in dem harten Existenzkampfe überwinden können. So wollen wir denn als deutsche Bauern in voller Aufrichtigkeit auch mit dazu beitragen helfen, daß die große Kluft, die zwischen Stadt und Land und Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch den großen Klassenkampf in den Nachkriegsjahren hervorgerufen wurde, wieder beseitigt wird.

Der Bauer ist von jeher zu genügsam gewesen, als daß er für seinen Berufsstand mehr beanspruchte, als er anderen Berufsständen entsprechend deren Bedeutung im Wirtschaftsleben nicht zuzugestehen bereit wäre.

All den Stadtbewohnern, die den Bauernstand noch nicht entsprechend zu würdigen wissen, müssen wir Bauern bei jeder sich bietenden Gelegenheit klarzumachen versuchen, daß auch der Städter gleich dem Bauern sich eine gewisse Genügsamkeit auferlegen muß; denn wenn der Bauer bei den schwierigen Wirtschaftsverhältnissen in langer schwerer Tagesarbeit nur dürftig seinen und seiner Familie Lebensunterhalt verdient ohne noch an irgendwelche kostspieligen Vergnügungen und Genüsse denken zu können, so muß auch der Teil der Städter, der bisher teilweise übertriebene und unsoziale Einkommensansprüche stellte, sich zu einer Mäßigung verpflichtet fühlen.

Wenn diese Einsicht allerseits erst vorherrscht, dann wird aller Klassenhaß von selbst verschwinden, und wir kommen auch zu der so sehr benötigten Zusammenfassung aller Berufsstände zu einer wahren deutschen Volksgemeinschaft.

Max Hausse.

Himbeer-Neupflanzungen

Alle 14 bis 18 Jahre ist eine Himbeerpflanzung verlegungsbedürftig. Sie hat ihre Schuldigkeit getan und sollte an anderer Stelle erneuert werden. Weil die Waldhimbeerpflanze in oft sehr armen Böden vorgefunden wird, ist die Auffassung verbreitet, man müsse auch der Edelhimbeere der Gärten einen armen Standort geben. Das ist grundfalsch. Höchste Erträge erntet man nur in gehaltreichen, recht feuchten, möglichst schwerlehmigen Böden. Je besser die den Vorfrüchten zuteil gewordene Düngung, je tiefer und sorgfältiger die Bodenbearbeitung vor Neuanlage der Kultur, desto zuverlässiger und besser sind die Ernten. In einem zu trockenen Boden zerbröckeln manche Sorten beim Ernten, fallen auch vorzeitig bei der leisesten Erschütterung der Sträucher zu Boden, so daß die Ernte dreifache Zeit kostet und viele Früchte überhaupt verloren gehen. Beste Sorte ist heute „Preußen". Sie wird nicht von der Rindenfleckenkrankheit befallen, die andere sehr gute Sorten (Marlborough) stark schädigt und deren Erträge vermindert. „Preußen" bedarf auch nicht des zeitraubenden Aufbindens der Ruten, da sie diese ohnedies straff aufrecht trägt. Beste Pflanzzeit ist der Herbst. Nur wenn man eine wirklich gute, ertragreiche Sorte hat, sollte man eigenes Pflanzgut gewinnen und verwenden, andernfalls ist der Bezug vorteilhafter. Als Pflanzgut dienen die Ausläufer älterer Tragpflanzungen, die abgestochen, auf etwa 20 Zentimeter Trieb, 10 Zentimeter an der Wurzel gekürzt werden sollen. Hierbei meide man aber die schwachen Wurzelschößlinge, wie ein solcher in unserer Zeichnung abgebildet ist. Kenntlich ist dieses unbrauchbare Pflanzgut vornehmlich auch an den nur gewissermaßen angedeuteten Triebknospen. Der gute, kräftige Pflänzling zeigt



dagegen robuste, oft bereits gestreckte Knospen, die beim Setzen sorglich behütet werden müssen. Der Verlust einer jeden vermindert die Aussicht auf schnelles Anwachsen und üppigen Austrieb. Im Garten kann man in Reihenabständen von etwa 1,20 Meter setzen, engerer Stand ist fehlerhaft und vermindert das Ernteergebnis. Innerhalb der Reihen nimmt man 45—55 Zentimeter Abstand. In zwei bis drei Jahren sind die Pflanzen jeder Reihe zu einem fortlaufenden Kamm zusammengewachsen. Wer Himbeeren erwerbsmäßig im großen anbaut und die Bearbeitung mit Maschinen vornimmt, pflanzt freilich nicht unter 2 Meter Reihenabstand.

Was in der Welt geschah

Schiffsunfall der „Deutschland"

Der Hapagdampfer „Deutschland" stieß, als er im Hafen von New-York ankam, mit dem Dampfer „Munargo" in der Nähe der Freiheitsstatue zusammen. Obwohl der Kapitän der „Deutschland" das Kommando „Volldampf zurück" gegeben hatte und den Anker fallen ließ, fuhr der Hapagdampfer doch mit ziemlicher Gewalt mitschiffs Backbord in die „Munargo" hinein. Die „Munargo" wurde mit schwerer Schlagseite in der Nähe der Freiheitsstatue auf Grund gesetzt. Die „Deutschland" hat von dem Zusammenstoß einen über der Wasserlinie eingedrückten Bug davongetragen. Sie konnte nach halbstündigem Beilegen unter eigenem Dampf nach dem Landungspier fahren.

*

Der Storch in der Flugkabine

Der erste Fall einer Geburt im Flugzeug hat sich dieser Tage in Kansas-City ereignet. Das freudige Ereignis trug sich während eines Fluges zu, der von einem Krankentransport-Flugzeug zurückgelegt wurde. Die Maschine landete glatt in Kansas-City. Hier machte aber der Pilot die überraschende Feststellung, daß er einen Passagier mehr hatte als bei seinem Aufstieg. Der kleine Erdenbürger hatte in der Flugzeugkabine das Licht der Welt erblickt. Sowohl die Mutter als auch das Kind haben die „hohe" Geburt gut überstanden und ihr Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig. Die Fluggesellschaft hat es sich nicht nehmen lassen, ihrem jüngsten Passagier ein nettes Geschenk zu machen. Daß es diesmal ohne übliche Interviews abging, ist nur dem Umstand zu verdanken, daß der kleine Luftikus noch nicht in der Lage war, den Reportern Rede und Antwort zu stehen.

*

Zwei Flieger von Menschenfressern ermordet

„Petit Journal" meldet aus Dakar, daß zwei französische Militärflieger, die Ende Juni während eines Tornados über Dakar abgetrieben wurden und in Portugiesisch-Guinea notlanden mußten, von dort hausenden Kannibalen ermordet und verzehrt worden seien. Die Eingeborenen, die vernommen wurden, weigern sich, irgendwelche aufklärenden Angaben über den Verbleib der beiden Flieger zu machen. Man hat aber die Gewißheit, daß sie in die Hände von Menschenfressern gefallen sind.

*

Einbrecher beim schlafenden Gerichtsarzt

Viel Humor bewiesen Prager Einbrecher, die in der Sonntagnacht in die Villa des bekannten Prager Polizei- und Gerichtsarztes Dr. Knobloch einbrachen und, während der Polizeifunktionär schlief, die Akten durchstöberten und währenddem aus den in Küche und Keller vorhandenen Vorräten des Polizeiarztes ein kleines Gelage veranstalteten. Offenbar handelte es sich für sie nur um Akten; sie ließen Wertgegenstände unberührt. Als sie ihr Studium beendet hatten, legten sie auf die Akten obenauf eine gut gelungene Karikatur des Polizeiarztes im Bett. Die zwei Wachhunde Dr. Knoblochs fand man dann am nächsten Tage traurig winselnd, aber sonst gesund in den Straßen einer Prager Vorstadt. Welche Akten abhanden gekommen sind, weiß man vorläufig nicht.

*

Totenstadt aus der Römerzeit entdeckt

In der Sologne, einer Landschaft südlich der Loire, auf der Straße zwischen Blois und Chateau Roux, ist eine riesige Totenstadt aus der Römerzeit entdeckt worden. Die Gelehrten haben schon über 100 Gräber geöffnet und dabei zahlreiche Wertgegenstände, Münzen, Waffen, Vasen aller Art aus der Zeit Cäsars gefunden.

*

Deutsche Handwerker im Ausland preisgekrönt

Einen erfreulichen Erfolg deutschen Handwerks meldet die Deutsche Kolpingsfamilie. Aus Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, erhielt sie Nachricht von zwei einstigen deutschen Gesellen: Karl Mayer und Christian Schmid. Beide erlernten in ihrer Heimat das Friseurhandwerk und wanderten nach abgeschlossener Fachausbildung nach Südamerika aus. Heute melden sie, daß Mayer bei einem Preisfrisieren die goldene Medaille nebst Diplom als ersten Preis erhalten hat. Schmid ist mit der ersten Anerkennung außer Konkurrenz und dem 4. Preis ausgezeichnet worden. — Ein Beweis für deutsche Gründlichkeit und deutschen Fleiß im Ausland.

Schwere Strafen für Betrüger am Winterhilfswerk

Das Magdeburger Schöffengericht verurteilte im Schnellverfahren den 40 Jahre alten Buchbinder Göllner zu zwei Jahren Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust, weil Göllner vor 14 Tagen es verstanden hatte, als er SA-Dienst im Winterhilfswerk tat, Kohlengutscheine der Winterhilfe an sich zu bringen und dann in SA-Uniform versucht hatte, diese Scheine zum Preise von 30 Pfennigen für das Stück unter der Hand zu verkaufen. Göllner war am gleichen Abend noch von der SS festgenommen und am nächsten Tag aus der SA wie auch aus der Partei entfernt worden.

*

Malaria tötet ein Schiff

Der schwedische 1400-Tonnendampfer „Elsie", der, aus Westafrika kommend, in Lissabon eingelaufen ist, hatte nur noch vier Mann an Bord. Die übrigen achtzehn Mann der Besatzung — Offiziere und Mannschaften — sind auf dem Wege von Afrika alle der Malaria zum Opfer gefallen.

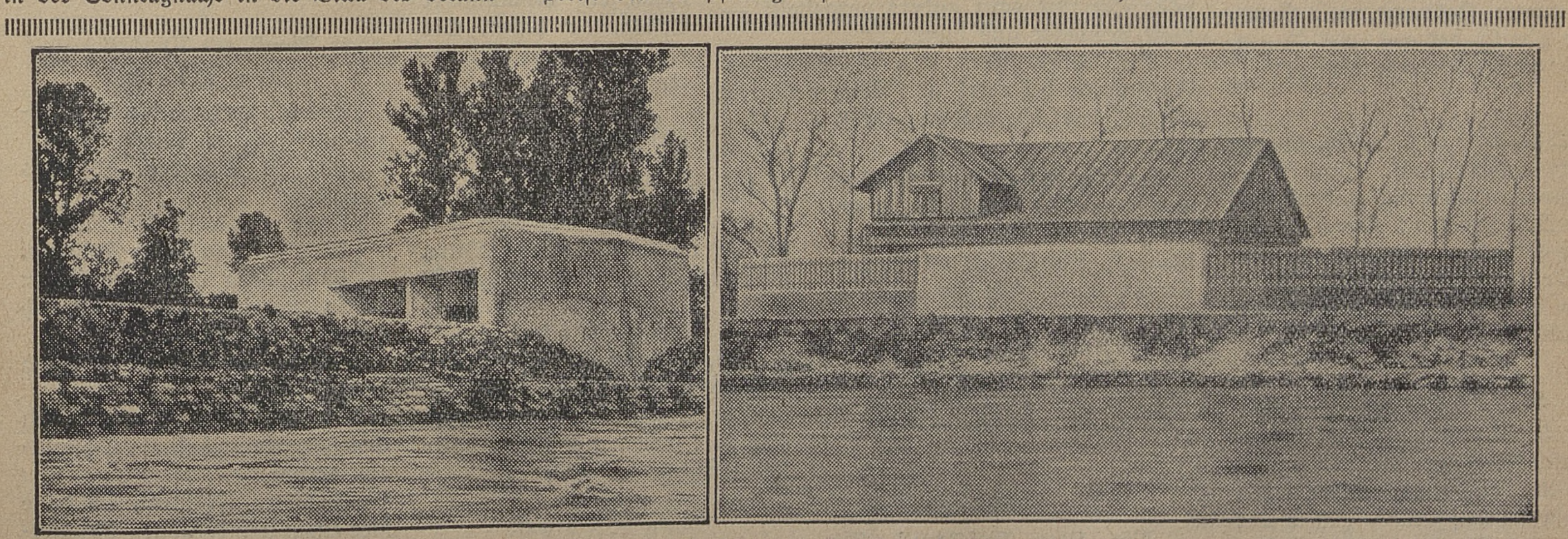
*

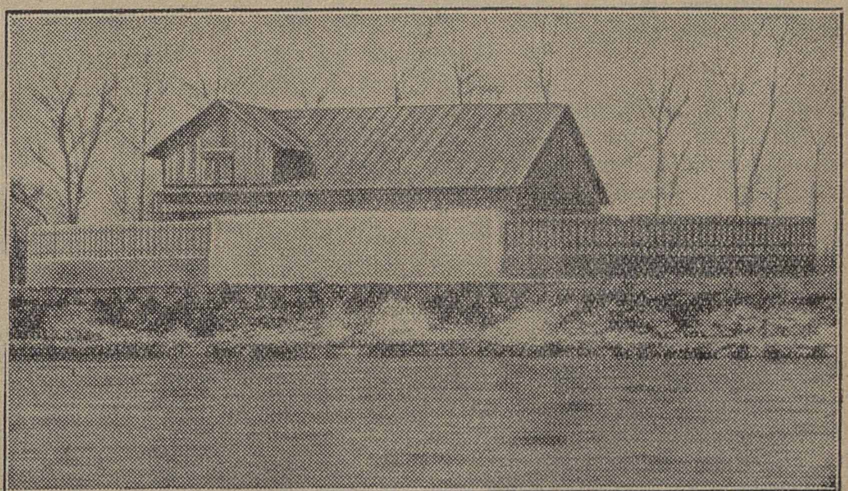
Siebzehn Zigeuner von Wölfen zerrissen

Von einem grauenhaften Ueberfall wilder Wölfe auf flüchtende Zigeuner, der sich dieser Tage in einem dichten und undurchdringlichen Hochwald in Bosnien ereignet hat, und bei dem 17 Menschen von den ausgehungerten Bestien buchstäblich zerrissen wurden, berichten Meldungen aus der serbischen Hauptstadt.

Die Zigeunerkarawane, die von diesem tragischen Ende ereilt wurde, bestand aus zwei Familien; sieben Erwachsenen und zehn Kindern, im Alter von sechs Monaten bis zu zwölf Jahren. Da die Zigeuner in der Ortschaft Doboj, in deren Nähe sie einige Tage gelagert hatten, angeblich verschiedene Einbrüche und Diebstähle ausgeführt hatten, machte sich eine Streife von sechs Gendarmen zu ihrer Verfolgung auf. Als die Flüchtenden nun merkten, daß die Polizei hinter ihnen her war, entschlossen sie sich, die Flucht durch die dichten und morastigen Wälder von Krnina fortzusetzen, wohl in der Hoffnung, sich dort am besten den Blicken der Verfolger entziehen zu können. Dieser Entschluß sollte sie das Leben kosten.

Als die Gendarmen am nächsten Morgen, nachdem sie vorübergehend die Fährte der Fliehenden verloren hatten, in einer Lichtung des Waldes an eine Stelle kamen, wo die Zigeuner ihr eiliges Nachtlager aufgeschlagen hatten, bot sich ihnen ein gräßlicher Anblick. Ueberall war die Erde, die zum Teil schon von einer dünnen Schneeschicht überzogen war, von großen Blutlachen bedeckt. Neben den Wagen, an deren Deichseln noch die blutigen Fleischfetzen der vorgespannt gewesenen Pferde hingen, lagen überall Kleiderfetzen, menschliche und tierische Knochenreste und Glieder herum. Offensichtlich sind die Zigeuner im Schlaf von einem Rudel hungriger Wölfe, deren Spuren man überall im Schnee und Schlamm feststellen konnte, überfallen worden. Die Bestien haben dann eine wahre Orgie gefeiert, und nicht eher geruht, bis alles zerrissen und zerfetzt war. Auch aus anderen Gegenden Bosniens wird von immer häufigeren Ueberfällen durch Wölfe berichtet.





Große Festung Frankreich

Französische Sperrbefestigungen am Oberrhein. Die Befestigung rechts ist als harmloses Häuschen markiert, der buntbemalte „Zaun" besteht aus Stahl. Mitte dieses Jahres wurde der Schlußstein der „Maginot-Linie", einer 344 Kilometer langen Festungslinie, gelegt, die sich von der luxemburgischen Grenze bis an die Vogesen erstreckt. Damit wurde die größte Befestigungslinie aller Völker und Zeiten vollendet, durch deren meist unterirdische, riesige Anlagen Frankreich zu einer uneinnehmbaren Festung wurde.



Lies und Lach'!



Vergleich. „Es muß doch eigentlich nicht leicht sein, wenn man wie unser Pfarrer jahraus, jahrein jeden Sonntag eine Predigt halten muß. Daß ihm nur mit der Zeit der Stoff nicht ausgeht.“ — „So schwer kann das nicht sein. Meine Alte hält mir jede Nacht eine und noch nie ist ihr der Stoff ausgegangen.“

*

Ausweg. „Schenken Sie mir doch einen Kuß, Fräulein Miezi!“ — „Das ist völlig ausgeschlossen!“ — „Dann pumpen Sie mir wenigstens einen bis zum nächsten Ersten, ich gebe ihn dann zurück!“ — „Darüber läßt sich eher reden!“

*

Geborgen. Baumann, angesäuselt in sein Hotel torkelnd, verwechselt die Türen und fällt in das falsche Zimmer, wo ihn eine energische Dame sofort mit einem Regenschirm vermöbelt. Baumann lächelt verklärt: „Gott sei Dank, ich bin zu Hause!“

*

Wieder etwas aus dem Musterrestaurant. Der Gast schreit: „Kellner! Eine Fliege ist in dieser Butter!“ — Der Kellner entgegnet ruhig: „Geht mich nichts an. Erstens ist das keine Fliege, zweitens ist das keine Butter und drittens ist das nicht mein Tisch.“

*

Der kluge Vater. „Was meinst du, Vater, soll ich Augenarzt oder Zahnarzt werden?“ fragte der Sohn und erhielt die Antwort: „Zahnarzt, mein Sohn; der Mensch hat nur zwei Augen, aber zweiunddreißig Zähne!“

*

Sicherheit. „Sie können doch gewiß Auto fahren?“ — „Davon verstehe ich gar nichts.“ — „Ausgezeichnet. Erweisen Sie mir also einen Dienst und bleiben Sie ein wenig bei meinem Wagen. Ich bin in einer Viertelstunde wieder zurück.“

*

Kindererziehung. Tante Hanna macht beim Kaffeeklatsch folgenden Vorschlag: „Alle Mütter sollten ihre Kinder gegenseitig austauschen.“ — „Aber warum denn?“ fragten die Kaffeetanten. — „Alle Mütter wissen immer ganz genau, wie anderer Leute Kinder erzogen werden müßten!“

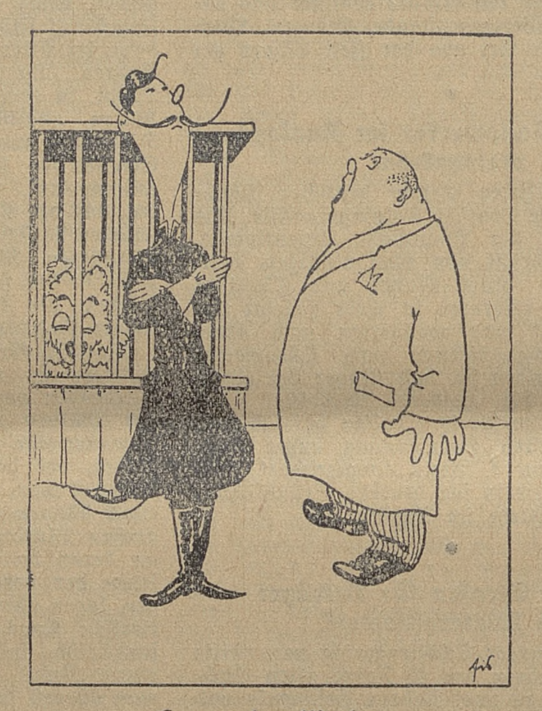
*

Auskunft. „Welche Papiere sind alle zur Eheschließung notwendig?“ — „Der Taufschein, der Geburtsschein und viele Wertpapiere.“

*

Andeutung. „Ich arbeite jetzt an meinen Erinnerungen.“ — „Sind Sie da schon bis zu der Zeit gekommen, wo ich Ihnen einmal zweihundert Franken borgte?“

*



Humor der Woche.

Der raffinierte Dompteur.

„Also Sie sind der berühmte Löwendompteur! Entschuldigen Sie — aber ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt — nicht so mager und dünn...“

„Tja, lieber Mann, das ist eben das Raffinierte bei mir! Die Löwen warten immer, bis ich dicker werde!“

*

Der Mieter liegt auf dem Sofa und schnarcht. — Plötzlich kommt die Wirtin hereingebraust, rüttelt ihn auf: „Um Gottes willen, Herr Meyer, unsere Elli hat ein Gläschen Tinte ausgetrunken.“ — Herr Meyer erwiderte: „Entsetzlich! Was macht man da bloß? Halt: ich hab's: Lassen Sie sie ein paar Löschblätter hinterher essen.“

*

Der Tierfreund.

„Wie, Herr Giesekorn? Sie, der Präsident des Tierschutzvereines, gehen auf die Jagd?“

„Warum nicht? Treff' ich denn schon??“

*

Keine Nachfrage. „Ich biete Ihnen ein Haus, Perlen, Brillanten und meine Liebe an.“ — „So anspruchsvoll bin ich nicht.“

*

Mildernder Umstand. Richter: „Angeklagter, stimmt das, daß Sie den Kläger einen Idioten genannt haben?“ — Angeklagter: „Jawohl, aber ich bitte um mildernde Umstände, wegen meiner Wahrheitsliebe.“

*

Radikal.

Einem sehr beleibten und außerordentlich bequemen Herrn wird vom Arzt körperliche Bewegung vorgeschrieben. Er verspricht auch, das in seinem Keller lagernde Klafterholz eigenhändig auf den Hof zu schaffen und zu zersägen. Als der Arzt einige Tage darauf nach seinem Befinden fragt, erwidert er, daß er sich sehr wohl fühle.

„Denken Sie nur, Herr Doktor, während ich mich im Anfang nur mit der größten Mühe durch das Kellerfenster zwängen konnte, um das Holz auf dem kürzesten Wege hinauszubefördern, schlüpfe ich jetzt wie ein Aal durch.“

„Nun“, meinte der Arzt, „das ist ja allerdings ein erstaunlicher Erfolg, da haben Sie wohl schon sehr viel zersägt?“

„Na, bis jetzt nur das Fensterkreuz!“

*

Zerstreut. Professor (welcher in den Empfangssalon tritt und sich im Spiegel sieht): „Bitte, mit wem habe ich das Vergnügen?“

*

Naturschwärmer.

„Ach, Eugenie, so ein Sonnenaufgang im Gebirge ist doch überwältigend. Ich könnte den ganzen Tag hier stehen und diesen herrlichen Anblick bewundern!“

*

Dann hört's auf.

Er: „Das soll dein neuer Hut sein? Ha ha ha, ich werde nicht aufhören zu lachen!“

Sie: „Lache nur, so lange du willst — morgen kommt die Rechnung!“

Weidmannsheil.

Mißmutig kommt Busse von der Jagd nach Haus und wirft die leere Jagdtasche auf den Tisch:

„Nichts, aber auch gar nichts! So ein verdammtes Pech!“

„Und in der Wildhandlung, wo du sonst kaufst...?“ fragt Frau Busse mit wissendem Lächeln.

*

Beim Mittagbrot.

Die junge Frau schluchzt: „Ich glaube, Karl, du hast schon alles vergessen, was uns der Pfarrer bei der Trauung gesagt hat: Die Liebe glaubt alles, die Liebe hofft alles, die Liebe bindet alles!“

„Ja, er hat aber nichts davon gesagt, daß die Liebe alles ißt!“

*

Türkenfeiern.

Vor nunmehr 250 Jahren sind die belagerten Wiener glücklich befreit und die Türken vernichtend geschlagen worden.

Daher gibt's heuer in Österreich eine Türkenfeier nach der andern. Ein Dutzend Türkenfeiern pro Tag sind nicht zu viel gerechnet.

Neulich — beim Frühschoppen — erzählte der Herr Hubinger in seinem Stammbeisel. „Heut' hab i Zeit, heut' gibts bei mir daham a Türkenfeier!“

„A Türkenfeier?“ wunderten sich die Stammtischfreunde, „was für a Türkenfeier?“

„No, wißt's,“ lachte Herr Hubinger, „mei Frau hat große Räumerei und da tut s' halt alle Ottomanen fest ausklopfen!“

*

Dienst am Kunden.

Der Stein.

„Wie oft muß ich die Uhr aufziehen?“ fragt die junge Dame.

„Alle 24 Stunden, gnädiges Fräulein.“

„Dann nehme ich diese Uhr.“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein. — Wir haben auch sehr schöne Verlobungsringe da. Darf ich Ihnen welche zeigen?“

„Danke, so weit ist es noch nicht.“

Der Verkäufer geht an den Glasschrank und holt ein Schmucketui hervor.

„Gnädiges Fräulein, ich habe hier einen wundervollen Brillantring. Ich möchte Ihnen diesen herrlichen Stein verkaufen.“

„Was soll er mir?“

„Gnädiges Fräulein, dieser Stein ist eine wundervolle Lichtreklame für Sie!“

Die Hoffnungen der Sowjetwirtschaft auf Amerika

Die „Sa Industrialisaziu“, das Organ des Volkskommisariats, der Schwerindustrie der Sowjetunion, schreibt in einem Leitartikel, in den letzten Jahren sei die Sowjetunion gezwungen gewesen, ursprünglich für Amerika vorgesehene Aufträge nach anderen Ländern zu verlegen, was vielfach mit grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen sei. Im Zusammenhang mit der durch die Anerkennung geschaffenen neuen Lage hoffe die Sowjetwirtschaft, dass alle bisherigen Hindernisse auf dem Wege zu einem Ausbau der russisch-amerikanischen Wirtschaftsbeziehungen beseitigt werden würden und dass die Sowjetunion auf der Grundlage der Gleichberechtigung und der Gegenseitigkeit in der Lage sein werde, nach Amerika zu exportieren, um amerikanische Erzeugnisse zu kaufen. Die „Legkaja Industria“, das Organ des Volkskommissariats der verarbeitenden Industrie der Sowjetunion, schreibt, dass die gegenwärtige Lage besonders günstig sei für einen starken Ausbau des Warenaustausches zwischen Russland und Amerika und der amerikanischen technischen Hilfeleistung für die Sowjetindustrie.

In der „Sa Industrialisaziu“ äussern sich führende Sowjetwirtschaftler über die Aussichten des russisch-amerikanischen Geschäfts. Der stellvertretende Volkskommissar der Schwerindustrie und Leiter der Hauptverwaltung der Goldindustrie Serebrowski erklärt, die russische Naphthaindustrie hätte bei Amerika sehr viel gelernt und erhalte auch jetzt noch alle amerikanischen Neuheiten auf diesem Gebiet. Auch die russische Goldgewinnung habe von der amerikanischen Technik viel profitiert. Ueber zwei Dutzend amerikanische Fachleute arbeiten noch jetzt in der russischen Gold- und Buntmetallindustrie. Die Aussichten für einen Ausbau der Beziehungen zwischen der russischen Naphthaindustrie, der Goldindustrie und der Buntmetallindustrie und den entsprechenden amerikanischen Industriezweigen seien sehr günstig. Der stellvertretende Leiter der Hauptverwaltung der russischen Werkzeugmaschinen und Werkzeugindustrie Stepanow schreibt, die Hauptverwaltung habe drei Ingenieure zum Studium der neuesten Errungenschaften auf diesem Gebiet nach Amerika entsandt. Der Vertreter einer amerikanischen Werkzeugmaschinenfabrik weile gegenwärtig in Moskau. Es sei wahrscheinlich, dass im Ergebnis dieses Besuchs ein Vertrag über technische Hilfeleistung und die Lieferung von Spezialausrüstungen zustande kommen werde. Der Leiter der Hauptverwaltung der russischen Gummiwarenindustrie Bitker ist der Ansicht, dass Amerika grosses Interesse an russischen Manganerzen, Asbest, Holzmaterialien (u. a. für die Papierindustrie), sowie für Rauchwaren, Borsten und dergleichen habe. Die amerikanische chemische Industrie und die amerikanische Landwirtschaft würden zweifellos russischen Kali und Apatite brauchen. Das russische Interesse erstrecke sich in erster Linie auf den Bezug amerikanischer Ausrüstungen, die ein „amerikanisches Produktionstempo“ gewährleisten könnten. Auf dem Spezialgebiet der Gummiwarenindustrie seien amerikanische Errungenschaften bei der Automobilreifenherstellung für Russland besonders wertvoll. Amerika brauche Kautschuk, Russland habe mit Erfolg die Herstellung von synthetischem Kautschuk aufgenommen, Amerika könne auch russische Asche, Schwefel und verschiedene Gummi- und Asbesterzeugnisse brauchen. Der stellvertretende Leiter der Hauptverwaltung der Traktoren- und Automobilindustrie Dybez feiert die Hilfe der Amerikaner für die russische Automobilindustrie. In diesem Jahr arbeiten 50 russische Fachleute zu Studienzwecken in amerikanischen Automobilfabriken, während in russischen Automobil- und Traktorenwerken gegenwärtig 600 amerikanische Ingenieure, Techniker und Arbeiter beschäftigt seien. Bei der Vervollkommnung dieser Industriezweige und des Baues von Maschinen für die Automobil- und Traktorenfabriken seien zahlreiche Berührungspunkte mit Amerika vorhanden. Auch der Leiter der Hauptverwaltung der Aluminiumindustrie Charitonenka tritt für einen Ausbau der Beziehungen zwischen Russland und Amerika bei der Erzeugung von Aluminium und Elektroden ein. Amerika könne einen gewissen Anteil an den Lieferungen von Ausrüstungen für neue Aluminiumfabriken nehmen. Der Leiter der Hauptverwaltung der Elektrizitätsindustrie Filimonow erklärt, dass neue Verträge über technische Hilfeleistung mit den Amerikanern zu begrüssen wären. Ein Ausbau der Beziehungen mit Amerika sei in erster Linie auf der Grundlage eines Austauschgeschäfts erwünscht, wobei Russland Rohstoffe, Halbfabrikate und sogar Fertigwaren liefern könnte. Die amerikanische elektrotechnische Industrie besitze in Russland ein weites Betätigungsfeld.

Zum Schluss erinnert die „Sa Industrialisaziu“ an die Worte Litwinows bei der Landung in New York, dass in Russland amerikanische Technik, amerikanisches Tempo, amerikanische Grosszügigkeit und amerikanische Sachlichkeit „besonders populär“ seien.

Die russisch-amerikanischen Wirtschaftsverhandlungen in Washington

Washington, 23. November.

Litwinow hatte mehrere weitere Unterredungen im Staatsdepartement und mit dem neuen Leiter des Schatzamts Morgenthau. Morgenthau ist vom Präsidenten Roosevelt die endgültige Regelung der amerikanisch-russischen Wirtschaftsfragen übertragen worden. Nach der Abreise Litwinows wird Morgenthau die abschliessenden Verhandlungen mit der Amtorg Trading Corporation führen, die als Sowjethandelsvertretung in Amerika fungiert. Die Verhandlungen über langfristige amerikanische Kredite für Russland verlaufen noch immer sehr schwierig. Vor allem ist die Frage der Rückzahlung der Kredite noch immer nicht gelöst. Russland bietet in erster Linie Manganerze, Holzmaterialien, Naphthaprodukte und Kohle an. Auf amerikanischer Seite ist man mit solchen Lieferungen einverstanden, doch will man hier gewisse Einschränkungen auferlegen, da der Gegendruck derjenigen amerikanischen Industriezweige, die von diesen russischen Lieferungen eine schwere Konkurrenz befürchten, sehr stark ist.

Bei den Verhandlungen zwischen Litwinow und Morgenthau soll es sich um die Absicht handeln, ein Handelsabkommen auf zunächst drei Jahre abzuschliessen. Dieses Abkommen würde amerikanische Lieferkredite in Höhe von rund 100 Mill. Dollar jährlich vorsehen, die zum Teil durch russische Goldlieferungen nach den Vereinigten Staaten garantiert werden sollen. Litwinow wird sich nach den letzten Meldungen am 25. November in New York nach Europa einschiffen.

Der Holzwirtschaftsrat ernannt

* Der neue Holzwirtschaftsrat ist ernannt und zum 30. 11. zu einer ersten Sitzung einberufen worden. Den Vorsitz im Rate führt der Unterstaatssekretär im Landwirtschaftsministerium, Karwacki. Dem Rat gehören als ordentliche Mitglieder an je 5 Vertreter der privaten Holzindustie (Oberster Rat der Holzwirtschaftsverbände) und des privaten Forstbesitzes (Vereinigung der Forstbesitzerverbände), 7 Vertreter der Generaldirektion der Staatsforsten und je 2 Vertreter der Verbände der Indusrtie- und Handelskammern und der Landwirtschaftskammern. Der Holzwirtschaftsrat soll die gesamte Holzwirtschaft der Regierung gegenüber vertreten und als beratendes Organ bei allen holzwirtschaftlichen Entscheidungen der Regierung mitwirken.

Posener Getreidebörse

Amtliche Notierungen für 100 kg in Złoty fr. Station Poznań.

Richtpreise:

Weizen	18.25—18.75
Roggen	14.50—14.75
Gerste, 695—705 g/l	13.25—13.50
Gerste, 675—685 g/l	12 75—13 00
Hafer	13.00—13.25
Roggenmehl (65%)	20.75—21.00
Weizenmehl (65%)	29.50—31.50
Weizenkleie	9.5 —1 .00
Weizenkleie (grob)	10.50—11.00
Roggenkleie	10.25—10.75
Winterraps	39.00—40.00
Sommerwicke	15.00—16.00
Peluschken	14.50—15.50
Viktoriaerbsen	21.00—23 00
Folgererbsen	21.00—23.00
Speisekartoffeln	4.25—4.50
Fabrikkartoffeln pro Kilo %	0 21
Seradella	13.50—15.50
Klee, rot	170.00—220.00
Klee, weiß	80.00 - 120.00
Klee, gelb, ohne Schalen	90 00—110.00
Senf	35.00—37.00
Weizen- und Roggenstroh, lose	1.25—1.50
Weizen-u. Roggenstroh gepreßt	1.75—2.00
Hafer- und Gerstenstroh, lose	1.25—1.50
Hafer- u. Gerstenstroh, gepreßt	1.75—2.00
Heu, lose	5.75—6.00
Heu, gepreßt	6.25—6.75
Netzeheu, lose	6.25—6.75
Netzeheu, gepreßt	7.25—7.75
Blauer Mohn	53.00—57.00
Leinkuchen	19 50—20.50
Rapskuchen	16.50—17 00
Sonnenblumenkuchen	19 00—20.00
Sojaschrot	23.00—23.50

Gesamttendenz: ruhig.

Posener Viehmarkt

Auftrieb: Rinder: 320 (darunter: Ochsen —, Bullen —, Kühe —), Schweine: 1605, Kälber: 5 0, Schafe: 96, Ziegen —, Ferkel— Zusammen: 2581.

(Notierungen für 100 kg Lebendgewicht loco Viehmarkt Posen mit Handelsunkosten)

Rinder:

Ochsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete, nicht angespannt	66—70
b) jüngere Mastochsen bis zu 3 Jahren	60—64
c) ältere	50—54
d) mäßig genährte	42—46
Bullen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	62—66
b) Mastbullen	54—58
c) gut genährte, ältere	46—50
d) mäßig genährte	40—44
Kühe:	
a) vollfleischige, ausgemästete	62—66
b) Mastkühe	52—58
c) gut genährte	40—44
d) mäßig genährte	28—30
Färsen:	
a) vollfleischige, ausgemästete	—
b) Mastfärsen	58—62
c) gut genährte	50—52
d) mäßig genährte	42—48
Jungvieh:	
a) gut genährtes	42—48
b) mäßig genährtes	40—42
Kälber:	
a) beste ausgemästete Kälber	66—76
b) Mastkälber	54—60
c) gut genährte	48—52
d) mäßig genährte	40—44

Schafe:

a) vollfleischige, ausgemästete Lämmer und jüngere Hammel	66—70
b) gemästete, ältere Hammel und Mutterschafe	54—60
c) gut genährte	—

Mastschweine:

a) vollfleischige, von 120 bis 150 kg Lebendgewicht	94—96
b) vollfleischige v. 100 bis 120 kg Lebendgewicht	88—92
c) vollfleischige von 80 bis 100 kg Lebendgewicht	82—86
d) fleischige Schweine von mehr als 80 kg	76—78
e) Sauen und späte Kastrate	80—90
f) Bacon-Schweine	—

Marktverlauf: ruhig.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.